

Moritz Lazarus und Heymann Steinthal

Band II/1

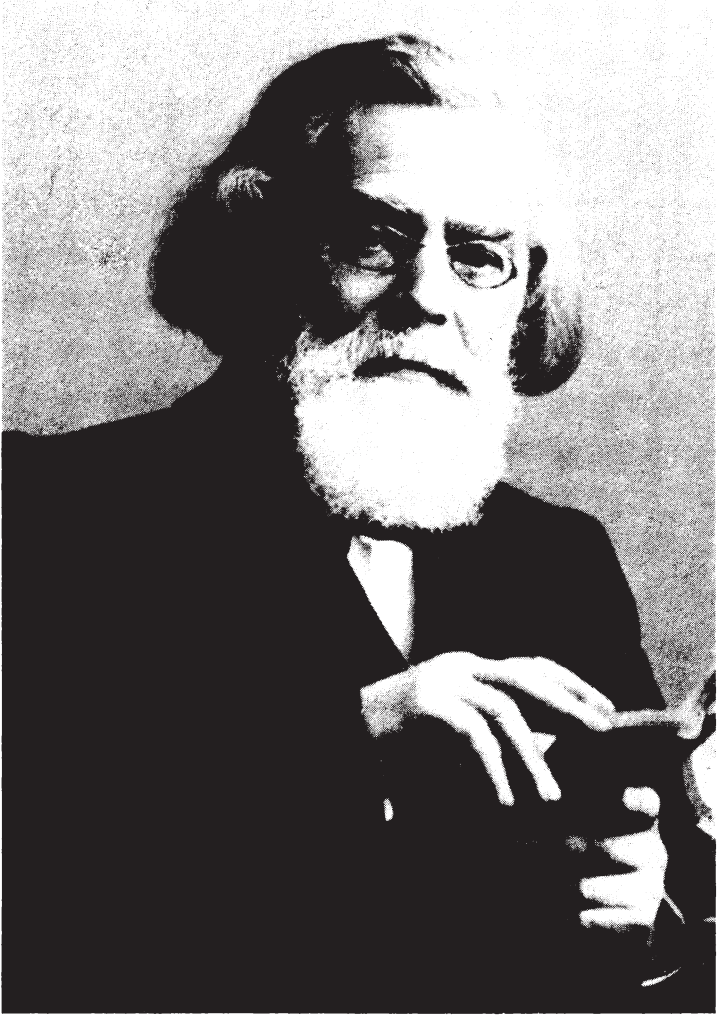
Eingeleitet und herausgegeben von
INGRID BELKE

*Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts*

40

Mohr Siebeck

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN
DES LEO BAECK INSTITUTS



Heymann Steintal

Photographie aus dem Besitz von Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen

MORITZ LAZARUS
UND
HEYMANN STEINTHAL

Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen

Band II/1

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

INGRID BELKE



J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN 1983

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Moritz Lazarus und Heymann Steinthal: d. Begründer d. Völkerpsychologie in ihren Briefen / mit e. Einl. hrsg. von Ingrid Belke. – Tübingen: Mohr

NE: Lazarus, Moritz [Mitverf.]; Steinthal, Heymann [Mitverf.];
Belke, Ingrid [Hrsg.]

Bd. 2.

1 (1983).

(Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts; 40)

ISBN 3-16-744452-5 / eISBN 978-3-16-163607-3 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

ISSN 0459-097 X

NE: Leo Baeck Institute of Jews from Germany (New York, NY): Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen . . .

© Leo Baeck Institut / J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1983.

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0). Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Printed in Germany. Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen.
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen.

VORWORT

Mit der Publikation von zwei weiteren Halbbänden findet ein Editionsprojekt seinen Abschluß, das vom Leo Baeck Institute, New York, auf Initiative seines damaligen Direktors Dr. Max Kreuzberger bereits Ende der fünfziger Jahre geplant und seither in jeder Weise gefördert worden ist: Die Sammlung und Herausgabe der Briefe des Philosophen Moritz Lazarus und des Sprachwissenschaftlers Heymann Steinthal, zwei jüdischen Gelehrten, die 1859 mit der Begründung der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ die Grundlagen für eine neue wissenschaftliche Disziplin schaffen wollten.

An erster Stelle möchte ich daher dem Leo Baeck Institute in New York meinen herzlichen Dank für die großzügige Förderung dieses Forschungsprojektes sagen. Ohne die finanzielle Förderung, ohne das kontinuierliche Interesse und die verständnisvolle Geduld des Präsidenten des Leo Baeck Institute, Dr. Max Gruenewald, und des jetzigen Direktors, Dr. Fred Grubel, wäre eine so umfangreiche und arbeitsintensive Edition nicht durchzuführen gewesen. Dr. Max Gruenewald danke ich überdiens für seine Hilfe bei der Entschlüsselung hebräischer Zitate und deren Übersetzung. Frau Gerda Thalheimer, New York, hat den gesamten Text im Umbruch mitgelesen; ich danke ihr sehr für die mühevollen Korrekturarbeit.

Bei der Durchsicht von Nachlässen und Briefsammlungen erhielt ich Unterstützung und Anregungen von mehreren großen Bibliotheken, denen ich hiermit meinen Dank ausspreche: der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem und besonders Dr. M. Nadav; der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin (DDR) und Dr. Walter Kral, der inzwischen aus Altersgründen ausgeschieden ist; der Universitätsbibliothek in Kiel und besonders Dr. Hans Seyffert; der Bayerischen Staatsbibliothek in München und der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin (DDR). Für die Bereitstellung von Dokumenten danke ich außerdem dem Stadtarchiv in Frankfurt am Main und dem Stadtarchiv in Leipzig für wertvolle Ermittlungsarbeiten.

Die Edition erforderte zahlreiche schriftliche Anfragen bei in- und ausländischen Archiven und Bibliotheken, für deren freundliche Hilfsbereitschaft und Überlassung von Kopien ich den Leitern und Mitarbei-

tern dieser Institutionen sehr zu Dank verpflichtet bin, ohne daß ich sie hier alle einzeln nennen könnte.

Während meiner Arbeit an der vorliegenden Briefausgabe lernte ich Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen, einen Enkel von Jean(n)ette und Heymann Steinthal kennen. Er konnte mir noch einige ergänzende Auskünfte geben und überließ mir das im ersten Halbband abgebildete Familienphoto zur Reproduktion. Zwei wichtige Familiendokumente, die Schenkungsurkunde von Lazarus und der Hess-Steinhalsche Stammbaum, werden im Anhang des zweiten Halbbandes erstmals veröffentlicht. Ihm und seiner Frau Gisela Hess möchte ich hier sehr herzlich für ihre Hilfe und für die ungewöhnlich große Gastfreundschaft danken, die ich eine Woche lang in Kopenhagen genießen durfte.

Nicht zuletzt möchte ich dem Verleger dieser Edition, Herrn Georg Siebeck, und dessen Mitarbeiter, Herrn Friedrich Dannwolff, Tübingen, für Geduld, mannigfachen Rat und die ganze tatkräftige Mithilfe beim Zustandekommen der umfangreichen Briefbände herzlichen Dank sagen.

Marbach, im Januar 1983

Ingrid Belke

INHALTSVERZEICHNIS

Band II/1

<i>Vorwort</i>	V
<i>Verzeichnis der Abbildungen</i>	VIII
<i>Einleitung</i>	IX

Briefe

Der Briefwechsel zwischen Heymann Steinthal und Gustav Glogau	1-367
----------------------------------------------------------------------------	-------

Band II/2

Briefe

Heymann Steinthal an Julius Harrwitz	
Heymann Steinthal an Carl Wilhelm Ludwig Heyse und Paul Heyse	
Heymann Steinthal an verschiedene Adressaten	
Heymann Steinthal an Moritz Lazarus	
Heymann Steinthal an seine Familie	
Moritz Lazarus an Paul Heyse	
Moritz Lazarus an verschiedene Adressaten	
Moritz Lazarus an Heymann Steinthal	

Anhang

Briefe

Wilhelm Dilthey an Moritz Lazarus	
Theodor Fontane an Moritz Lazarus	
Eduard Rese an Gustav Glogau	

Schuldversprechen von Moritz Lazarus für Heymann Steinthal	
Stammbaum von Heymann Steinthal	
Ergänzungen zur Bibliographie	

Personenregister

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

- Heymann Steintal Frontispiz
Photographie aus dem Besitz von
Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen
- Die Singakademie in Berlin nach S. 66
Stahlstich von Finden (um 1830) nach einer Zeichnung
von Wilhelm Klose
Aus dem Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin
(Original im Mendelssohn-Archiv der Staatsbibliothek
Preußischer Kulturbesitz)
- Die Universität in Berlin, Unter den Linden nach S. 82
Holzstich nach einer Zeichnung von Karl Wilhelm Gropius,
um 1860
Aus dem Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin
- Heymann Steintal nach S. 176
Photographie (um 1884)
Aus dem Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin
- Die Universität in Kiel nach S. 276
Photographie
Aus dem Besitz der Landesbildstelle Schleswig-Holstein, Kiel
- Gustav Glogau nach S. 290
Photographie (um 1890)
Aus dem Nachlaß von Richard Weyl in der Universitätsbibliothek Kiel
- Heymann Steintal mit seiner Familie nach S. 354
Photographie: Friedrichroda (um 1895/96)
Von links nach rechts: Sigmund Saller, Jeanette Steintal,
Amalie Saller (geb. Lazarus, Schwester von M. Lazarus),
Irene Steintal, Heymann Steintal; die Kinder gehören
zu anderen Feriengästen

EINLEITUNG

Als Band 21 der „Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts“ war die Briefedition „Moritz Lazarus und Heymann Steinthal – Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen“ 1971 im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) erschienen. In zwei weiteren Halbbänden soll sie nun eine Fortsetzung und Ergänzung erfahren. Der hier vorliegende erste Halbband enthält den ungekürzten Briefwechsel zwischen dem Sprachwissenschaftler Heymann Steinthal (1823–1899) und seinem Schüler Gustav Glogau (1844–1895) aus den Jahren von 1868 bis 1895. Der zweite Halbband, der im Frühjahr 1984 erscheinen wird, umfaßt weitere Briefe von Heymann Steinthal an seinen Berliner Verleger und Freund Julius Harrwitz (1819–1875), an den Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855) und an dessen Sohn, den Romanisten und Schriftsteller Paul Heyse (1830–1914), an Steinthals Bruder Hermann Steinthal und dessen Familie, an Lazarus und weitere Einzelbriefe an verschiedene Gelehrte, wie den Orientalisten Heinrich Leberecht Fleischer, den Historiker Ludwig Häusser, den Sprachwissenschaftler Bernhard Jülg, den Indologen Albrecht Weber u. a. Daran anschließend folgen die Briefe von Moritz Lazarus (1824–1903) an den befreundeten Paul Heyse und Einzelbriefe an verschiedene andere Schriftsteller, wie Karl Emil Franzos, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe und Theodor Storm, an Kollegen, wie Wilhelm Dilthey, Georg Moritz Ebers und auch an Heymann Steinthal und an einige Redakteure. In einem Anhang werden Briefe und Dokumente publiziert, die für die Biographie der beiden Freunde und als Zeitdokumente aufschlußreich sind, darunter – bisher unveröffentlicht – drei Briefe von Wilhelm Dilthey und ein Brief von Theodor Fontane an Moritz Lazarus. Ergänzungen zu der im ersten Band veröffentlichten Bibliographie von Lazarus' und Steinthals Publikationen werden zusammen mit dem Personenregister den zweiten Halbband beschließen.

Als der Rabbiner und Historiker Dr. Aron (Arnold) Tänzer (1871–1937) in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts den Grundstein für die vorliegende Edition des ersten Bandes legte, ließ er sich von dem Wunsch leiten, durch eine Briefdokumentation die Erinnerung an das Leben und Werk seines verehrten Lehrers Moritz Lazarus wachzu-

halten. Die Persönlichkeit Steinthals interessierte ihn dabei nur, insofern dieser Freund, Schwager und Universitätskollege von Moritz Lazarus war und als Mitherausgeber der 1859 gegründeten „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ einen Anteil an der theoretischen Diskussion über die neue Disziplin der Völkerpsychologie hatte. Für die geplante Briefedition wählte Tänzer daher lediglich die frühen Briefe Steinthals an Moritz Lazarus aus.¹ Diesem Konzept folgten auch noch die späteren Bearbeiter, Professor Dr. David Baumgardt, New York, und Professor Dr. Kurt Wilhelm, Stockholm.²

Nachdem ich 1967 vom Leo Baeck Institute, New York, mit der Herausgabe der Korrespondenz beauftragt worden war, habe ich nach einem längeren Gespräch mit dem damaligen Direktor des New Yorker Leo Baeck Institute, Dr. Max Kreutzberger, beschlossen, mich ebenfalls an den alten Plan Tänzers zu halten; allerdings wurde bereits während der Fertigstellung dieses Bandes entschieden, in einem zweiten Band weitere Briefe und Briefkonvolute zu publizieren, die die Auswahl des ersten ergänzen und korrigieren sollten. So versuchte ich auch schon in der Einleitung des ersten Bandes die Persönlichkeit und die Arbeiten Steinthals in gleicher Weise und Ausführlichkeit zu würdigen, wie ich das zunächst für Moritz Lazarus getan hatte. Der Wiederabdruck von Steinthals Jugenderinnerungen³ und die Erstellung einer Bibliographie von Steinthals Publikationen⁴ entsprachen ebenfalls dieser Intention.

Dank der großzügigen Unterstützung des Leo Baeck Institute, New York, hatte ich nach Abschluß des ersten Bandes die Möglichkeit erhalten, den umfangreichen Lazarus-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem⁵ und den Lazarus-Nachlaß in der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin durchzusehen, anschließend auch den großen Nachlaß des Schriftstellers Paul Heyse in der Bayerischen Staatsbibliothek in München, der insofern von Bedeutung ist, als Heyse mit beiden Völkerpsychologen, vor allem

¹ Die Originale dieser Briefe Steinthals aus den Jahren von 1849 bis 1898 befinden sich im Lazarus-Nachlaß in der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Signatur 66 A 9616; es handelt sich dabei im ganzen um 68 Schriftstücke aus den Jahren von 1851 bis 1898, die unter Abt. II, Nr. 344–410, abgelegt sind. Dieser Teilnachlaß, der vorwiegend Briefe an Lazarus enthält, geht auf eine Schenkung der Witwe Nahida R. Lazarus an die Universitätsbibliothek im Jahre 1925 zurück. Die von Tänzer ausgewählten Briefe sind in Bd. I, aaO, Nr. 153–194, abgedruckt.

² Zur Geschichte dieser Edition vgl. das Vorwort zu Bd. I, aaO, S. VII ff.

³ AaO, S. 371–393.

⁴ AaO, S. 400–412.

⁵ In der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek, Jerusalem, befindet sich auch ein Steinthal-Nachlaß, der allerdings fast nur Arbeitspapiere enthält, darunter Vorlesungsnachschriften aus seiner Studienzeit (1843–1847) und Entwürfe und Aufzeichnungen zu späteren sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen.

aber mit Moritz Lazarus bis 1885 eng befreundet war; schließlich konnte ich mir auch über den Nachlaß des Philosophen und Steinthal-Schülers Gustav Glogau in der Universitätsbibliothek Kiel einen guten Überblick verschaffen. Aufgrund der Durchsicht des veröffentlichten und unveröffentlichten Nachlaßmaterials waren die Kriterien, die Tänzer bei der Auswahl geleitet hatten, sehr deutlich zu erkennen:

1. Arnold Tänzer hatte ein Idealbild von Moritz Lazarus entworfen, den er als den alleinigen Begründer der Völkerpsychologie betrachtete. Die ausgewählten Briefe sollten den in der Tat glanzvollen Weg eines deutschen Juden dokumentieren, der, noch traditionell erzogen, ganz ungewöhnlich rasch seine Gymnasialbildung nachholte, dann im Universitätsbereich und in jüdischen Organisationen die höchsten Positionen erreichte. Mit Recht hatte Tänzer daher auch die von Lazarus erhaltenen Jugendbriefe aufgenommen, die dessen intensive Beschäftigung mit der deutschen Philosophie und Literatur bezeugen. Der größte Teil der von ihm ausgewählten Briefe ist folgerichtig Lazarus' beruflicher Karriere und seiner Tätigkeit für jüdische Organisationen und Ziele gewidmet, wie zum Beispiel Lazarus' Erfolg auf der ersten israelitischen Synode (1869), seinem Anteil an der Abwehr des Antisemitismus seit 1879 und an der Begründung einer modernen jüdischen Ethik. Lazarus' Schwächen wurden dabei durch die Auswahl so elegant kaschiert, wie dieser selbst das schon zu Lebzeiten für sich besorgt hatte. Da Lazarus auch private Sorgen verschwieg, wie das schwere Asthma seiner Frau, das sich zusehends verschlimmerte und sein Leben sehr belastete, wurde ihm die Verschlossenheit oft als Tugend ausgelegt.⁶

Tänzer ging bei der Auswahl also von Lazarus' Interesse und nicht von den Fragen aus, die schon kritische Zeitgenossen stellten und die mit Recht den späteren Lesern – aus der Distanz heraus – wichtig waren.⁷

2. Tänzer hat die meisten Briefe in gekürzter Fassung und modernisierter Orthographie überliefert; Auswahl und Kürzungen wurden immer auch von der Überlegung bestimmt, ob sie dem Ansehen des Gelehrten nützen beziehungsweise schaden könnten. Die Tendenz der Beschönigung läßt sich besonders kraß an der umfangreichen Korrespondenz zwischen Moritz Lazarus und Paul Heyse nachweisen, aus der Tänzer nur wenige Passagen für die Publikation auswählte, obwohl gerade diese Briefe enthüllen, welche Interessen Lazarus noch neben der

⁶ Daß Lazarus es dagegen gut verstand, seine Verdienste um das allgemeine Wohl und um die Wissenschaft publik zu machen, bezeugen seine Briefe zur Genüge; vgl. Bd. I, u. a. Nr. 26, 44 und 83.

⁷ Den Briefband hat Tänzer als Ergänzung geplant zu „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen“, die Nahida Lazarus und Robert Leicht ebenfalls mit idealisierender Tendenz aufgrund von Lazarus' Diktaten und Dokumenten bearbeitet hatten (Berlin 1906).

Tätigkeit für die Universität und in zahlreichen Ehrenämtern verfolgt und weshalb sich Heyse schließlich 1885 tief enttäuscht von Lazarus zurückzog.⁸ Lazarus hatte sich in Leipzig auch als Bauherr in großem Stil betätigt – Aktivitäten, auf die er sehr viel Zeit verwandte, die er nie verheimlichte und die von Freunden und Kollegen bis zu Beginn der 80er Jahre eher positiv, als Ausdruck seiner Vielseitigkeit und „Modernität“ bewertet und als Quelle seiner Großzügigkeit geschätzt wurden. Erst aus dem späteren Scheitern und den Anfeindungen in der eigenen Gemeinde sind die Vorsicht des Herausgebers zu erklären, das Verschweigen und die Tendenz zur Idealisierung, woran auch Lazarus' zweite Frau, Nahida R. Lazarus, einen entscheidenden Anteil hatte, wie ihre Briefe an Tänzer, dessen unveröffentlichte Briefabschriften⁹ und die Kommentare zu wörtlich angeführten Briefen und Diktaten in „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen“ bezeugen.

3. Von Steinthal hatte Tänzer – bis auf wenige Ausnahmen – nur die Briefe aus den 50er und 60er Jahren an Lazarus für eine Veröffentlichung vorgesehen. In diesen Jahren schrieb Steinthal zwar seine entscheidenden sprachwissenschaftlichen Werke, war aber bis 1862 materiell noch in völlig ungesicherter Lage, oft sehr deprimiert und hilflos. Der Anteil Steinthals an der Konzeption der Völkerpsychologie und an Lazarus' Veröffentlichungen ist auch in der ursprünglichen Kommentierung Tänzers eher zurückgedrängt als gewürdigt worden.¹⁰ Da inzwischen

⁸ Ein besonders verräterisches Beispiel für die recht eigenwillige und beschönigende Auswahl Tänzers bildet im ersten Band Brief Nr. 51 vom 5. Okt. 1872 an Paul Heyse. In dem publizierten Teil berichtet Lazarus von einem mehr oder weniger philanthropischen Bauprojekt, das aber nicht ausgeführt wurde. In dem unveröffentlichten vorangegangenen Briefteil und in der Fortsetzung teilt Lazarus dagegen mit, daß er für sein (erstes!) großes „Geschäfts-Finale“ viel Geld brauche und daß die „Grüne Tanne“ infolge des Umbaus und der Mieterhöhungen demnächst höhere Einnahmen für Heyse und Lazarus abwerfen werde. Die fehlenden Ergänzungen werden im zweiten Halbband veröffentlicht.

⁹ Diese Abschriften von unveröffentlichten Heyse-Briefen bezeugen, daß Tänzer offenbar Einsicht in einen zumindest größeren Teil der Korrespondenz, wenn nicht in die vollständige Korrespondenz hatte, soweit sie im Besitz von Lazarus gewesen war (evtl. also auch in Abschriften der letzten Briefe von Lazarus an Heyse). Sie befinden sich – ebenso wie die Korrespondenz Tänzers mit Nahida Lazarus – im Lazarus-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem, Ms. var. 298.

¹⁰ Das gilt auch für die im Typoskript vorliegende Lazarus-Biographie von Tänzer, die sich im Lazarus-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek befindet. Bezeichnend für dieses Desinteresse an Steinthals Persönlichkeit und Werk ist auch die Tatsache, daß in „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen“ (vgl. Anm. 7) zwar Lazarus' Freunden Friedrich Rückert, Berthold Auerbach, Paul Heyse, ja selbst dem fernstehenden Gottfried Keller eigene Kapitel gewidmet wurden, Steinthal aber allenfalls indirekt erwähnt wird, obwohl für ein allgemeines Publikum des 20. Jahrhunderts, an das sich die „Lebenserinnerungen“ wenden, wenigstens die wichtigsten biographischen Daten hätten genannt werden müssen. Dagegen muß Steinthal mehrfach als dunkle Folie gegen die

alle sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen Steinthals durch Nachdruck wieder zugänglich gemacht wurden und Steinthal auch in der Wissenschaftsgeschichte eine weit bedeutendere Rolle spielt¹¹ als der zu Lebzeiten bekanntere und dank seiner persönlichen Ausstrahlung anziehender wirkende Lazarus, blieb die Veröffentlichung von Steinthals Briefen bisher ein Desiderat.

Die Publikation weiterer Briefkonvolute und Einzelbriefe soll daher einmal die bisherigen erklärenden biographischen Darstellungen von Moritz Lazarus und den ersten Briefband ergänzen beziehungsweise korrigieren, zum andern von dem zu Unrecht in den Hintergrund gedrängten Steinthal weitere persönliche Zeugnisse bekannt machen und damit auch der Mentalitätenforschung neues Material für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts zur Verfügung stellen.¹² Auch ich konnte allerdings nicht alle Briefe und Korrespondenzen aufnehmen, die ich durch systematische Anfrage bei Archiven und Bibliotheken erhielt. Auch meine Auswahl werden die aktuellen Fragestellungen der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung mitbestimmt haben, so sehr ich mich um kritische Distanz bemühte.

Im folgenden möchte ich daher den Inhalt der beiden unmittelbar nacheinander erscheinenden Halbbände kurz charakterisieren und auf den Wert hinweisen, den die jeweiligen Briefgruppen für die Geschichtsschreibung haben könnten und inwiefern sie zur Ergänzung des bisher bekannten biographischen Materials über Lazarus und Steinthal beitragen. Ich habe dabei nicht alle interessanten Einzelbriefe hervorheben können, da das den Rahmen einer solchen Einleitung sprengen würde. Einführende Erläuterungen, kommentierende Zwischentexte und ausführliche Annotationen weisen jedoch auf den besonderen Informationswert der betreffenden Schriftstücke hin.

Die Briefe werden in der originalen Interpunktion und Orthographie

strahlende Erscheinung von Lazarus dienen (vgl. aaO, S. 320 und S. 559). Nach einer Notiz von Nahida Lazarus, die sich ebenfalls im Lazarus-Nachlaß der Jüdischen Nat.- und Univ.-Bibliothek befindet, verzieh angeblich die Familie – „vermutlich aus finanziellen Gründen“ – Lazarus nicht, daß er 1895 ein zweites Mal geheiratet habe. So sei auch eine „Entfremdung“ zwischen Lazarus und Steinthal eingetreten, da jener unter dem Einfluß der Familie gestanden habe. Falls das zutrifft, könnte auch das die spärliche, allenfalls beiläufige Erwähnung Steinthals durch Nahida Lazarus erklären.

¹¹ Vgl. dazu vor allem die beiden Monographien: Waltraud Bumann, *Die Sprachtheorie Heymann Steinthals – Dargestellt im Zusammenhang mit seiner Theorie der Geisteswissenschaft, Meisenheim am Glan 1965*, und Rosvita Bickmann, *Logik und Grammatik – Eine Untersuchung zum Universalienproblem der Philosophischen Grammatik unter besonderer Berücksichtigung der Sprachtheorie Heymann Steinthals*, Diss. der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen 1980.

¹² Unter diesem Aspekt sind sicher auch viele Briefe an M. Lazarus und an H. Steinthal interessant, die sich in den beiden genannten Teilnachlässen in Berlin und Jerusalem befinden.

wiedergegeben, die allerdings, da es damals noch keine verbindlichen Vorschriften gab, zwischen den verschiedenen Korrespondenten differieren und selbst bei demselben Schreiber unterschiedlich sein können. Das Datum steht in den meisten Originalen rechts oben am Briefkopf; es wurde in der vorliegenden Edition zur besseren Übersicht ergänzt, wenn es nicht dort oder nur unvollständig überliefert war. Versehentliche Auslassungen wurden in eckigen Klammern eingefügt. Trotz der ausführlichen biographischen Darstellung der beiden Völkerpsychologen im ersten Band habe ich Lebensdaten und kurze Erklärungen zu beruflichen Aktivitäten und zu Veröffentlichungen in die Anmerkungen aufgenommen, wenn diese für das Verständnis des betreffenden Briefes unentbehrlich sind.

*I. Halbband:
Die Korrespondenz zwischen Heymann Steinthal
und Gustav Glogau*

Dies ist die Korrespondenz von zwei völlig Ungleichen. Der Jüngere, Gustav Glogau, wandte sich hilfeschend an den Erfahrenen und Kenntnisreicheren, an seinen ehemaligen Universitätslehrer in Berlin, mit dem er während des Studiums wahrscheinlich nur selten persönlich gesprochen hatte. Verschieden sind ihre Herkunft, ihr Zuhause, ihre Konfession, ihre weltanschaulich-politische Haltung. Ganz verschieden ist auch ihr Naturell. Gemeinsam sind ihnen nur die engagierte Suche nach Erkenntnis und – auf sozialer Ebene – die Zugehörigkeit zum deutschen „Bildungsbürgertum“, obwohl man auch diese Gemeinsamkeit bei näherer Untersuchung etwas einschränken müßte.

Wenn ein so umfangreicher Briefwechsel zwischen zwei Gelehrten nicht in fachlichen Fragen erstickt, wenn er sogar auf eine breitere Leserschaft noch heute anziehend wirken mag, so ist das auf die Verschiedenheit der Temperamente zurückzuführen, auf die bedingungslose Anhänglichkeit des Jüngeren und die zuweilen recht herbe, unverbindliche Offenheit des Älteren und nicht zuletzt auf die unnach-sichtig geführte Auseinandersetzung, der sich beide in den für sie entscheidenden Fragen stellten – Fragen über Religion und Metaphysik, über die moralischen Grundwerte, über die Funktionen des Staates und die Rechte des Individuums. Diese Momente geben dem Briefwechsel die Dynamik und die Höhepunkte. Trotz seines Strebens und der schließlich auch erreichten Stellung als Ordinarius der Philosophie in Kiel hat sich Glogau im wesentlichen kaum geändert; aber aus dem unsicheren, gegenüber Juden und Polen überheblichen, sehr ehrgeizigen Schüler der frühen Briefe ist ein zuverlässiger, teilnehmender und bis zu

seinem frühen Tode lernwilliger Freund geworden, dessen Zuneigung Steinthal in den Zeiten des schlimmsten Antisemitismus oft ein Trost gewesen war.

Aus der Korrespondenz zwischen Steinthal und Glogau hatte Marie Glogau schon einmal einen Auszug publiziert, der unter dem Titel „Gustav Glogau – Sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal“ im Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig, 1906 erschienen war – elf Jahre, nachdem Glogau auf einer Reise nach Griechenland, bei Athen, tödlich verunglückt war.¹³ Auch Marie Glogau leitete das Bestreben, rückblickend die Schwächen ihres Mannes durch die „richtige“ Auswahl der Briefe zuzudecken und durch die Veröffentlichung zu erreichen, daß Glogau endlich von der Fachwelt als ein seinem Lehrer ebenbürtiger Gelehrter anerkannt werde. Der fast vollständig erhaltene Briefwechsel dokumentiert allerdings eher das Gegenteil: auf seiten Glogaus ein ständiges Gefühl des Nicht-Genügens, das Bewußtsein der geistigen Abhängigkeit, auch in späteren Jahren noch das Leiden an der geringen Resonanz und die uneingeschränkte Verehrung für den Lehrer, dessen größere Leistung und Arbeitsfreude er zeitlebens bereitwillig bewunderte.

Selbst diejenigen, die aufgrund der Erfahrung nationalsozialistischer Ausrottungspolitik die Emanzipation einerseits und andererseits den Assimilationsprozeß der deutschen Juden im 19. Jahrhundert skeptisch oder gar negativ beurteilen, werden die Entwicklung der freundschaftlichen Lehrer-Schüler-Beziehung zwischen Steinthal und Glogau bewegt verfolgen. Denn diese Beziehung hatte eine „Geschichte“ mit Krisen und Höhepunkten, nicht nur für Glogau, der als Christ unter Steinthals Abkehr von jeder Metaphysik und positiven Religion sehr gelitten hat, sondern auch für Steinthal. Schon der erste Brief von Gustav Glogau, der offensichtlich gar nicht auf den Gedanken gekommen war, daß Steinthal Jude sein könnte und daß ihn daher das abfällige Urteil über die polnischen Juden in Pilica verletzen werde,¹⁴ löste bei Steinthal Befremden aus. Diesem ersten Brief Glogaus folgten weitere mit Bitten um Rat, ja um Fürsprache. Erst allmählich mochte Steinthal der steten Anhänglichkeit des Schülers ganz gewiß gewesen sein. Etwa zwanzig Jahre nach dem ersten Brief dankte Steinthal für die unveränderte und uneingeschränkte Zuneigung, die ihm Glogau bis dahin entgegengebracht hatte, mit dem freundschaftlichen Brief vom 29. Oktober 1889:

¹³ Der biographische Abriß von Marie Glogau umfaßt 84 Seiten und enthält auch zahlreiche Briefauszüge und Briefe Glogaus an seine Frau und seinen engsten Freund Hermann Siebeck. Der zweite Teil enthält die gekürzte, oft fehlerhaft wiedergegebene Korrespondenz zwischen Glogau und Steinthal, beginnend mit dem Brief Steinthals vom 5. Juli 1873 (S. 87) und endend mit Steinthals Brief vom 30. Dezember 1894 (S. 161).

¹⁴ Brief vom 24. Juli 1868, Nr. 1.

„Lieber Glogau, ich war heute morgen betroffen, als ich las: ‚Morgen sind es 25 Jahre her, daß ich *Sie* zum ersten Male hörte‘ – ich dachte: sagen wir uns denn nicht Du? oder habe ich das geträumt? Nun Traum oder nicht – ich werde Du sagen.“¹⁵

Herkunft und frühe Erfahrungen

Gerade Steinthal, der als Jude die üblichen Nachteile in seiner beruflichen Karriere erfuhr,¹⁶ aber nie daran gedacht hatte, sich taufen zu lassen, unterhielt enge Beziehungen zu Nichtjuden, wurde von diesen anerkannt und verehrt, obwohl er nicht die gleichmäßig verbindlich-freundliche Art seines Schwagers Lazarus hatte. Es ist daher vielleicht nicht ganz uninteressant herauszufinden, welche glücklichen Bedingungen gegeben sein mußten, damit sich ein so herzlicher Umgang entwickelte, der auch die Familien mit einschloß.

Für Steinthal ist das wahrscheinlich leichter zu erklären: Er pflegte, wie er in seinen Jugenderinnerungen erzählte, schon in der Kindheit ganz unproblematische Kontakte zu Nichtjuden und wurde später als begabter und bescheidener Schüler des Gymnasiums in Bernburg sehr geschätzt, hatte also in seiner Jugend offensichtlich kaum antisemitische Kränkungen erfahren.¹⁷ Er konnte an der Berliner Universität Lernfreude und Erkenntnisstreben nach allen Richtungen entfalten, fand in seinem Lehrer, dem Sprachwissenschaftler August Boeckh, und vor allem in dem Sprachphilosophen und reformfreudigen Staatsmann Wilhelm von Humboldt große geistige Vorbilder, denen er mit Hingabe nacheiferte; und er hat schließlich die Freundschaft und Hochachtung seines Lehrers Carl Wilhelm Ludwig Heyse gewonnen, der dank Steinthals ständiger Ermunterung in seinen letzten, von Krankheit gezeichneten Lebensjahren das „System der Sprachwissenschaft“ so weit fortsetzte, daß Steinthal es, ergänzt durch Vorlesungsmanuskripte, nach dem Tod des verehrten Lehrers 1856 veröffentlichen konnte.¹⁸ An seinen Sohn Paul schrieb C. W. L. Heyse am 2. Januar 1855, etwa 10½ Monate

¹⁵ Brief Nr. 199.

¹⁶ Er erhielt nie eine ordentliche Professur und wurde auch nicht in die Preußische Akademie der Wissenschaften aufgenommen, obwohl ihn die Königliche Akademie der Wissenschaften in Uppsala zum korrespondierenden Mitglied ernannte und damit seinen internationalen Rang dokumentierte.

¹⁷ Vgl. dazu Bd. I, S. 374; die gleichen Erfahrungen machte auch sein Jugendfreund aus dem Herzogtum Anhalt-Bernburg, Heinemann Rosenthal (vgl. Bd. I, S. LXXXIV, und Monika Richarz [Hrsg.], *Jüdisches Leben in Deutschland – Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1780–1871*, Stuttgart 1976, S. 439).

¹⁸ Vgl. Bd. I, S. LXXXVIII ff. Vgl. auch die Briefe Steinthals an C. W. L. Heyse, in Bd. II, 2, Nr. 272 ff.

vor seinem Tode: „... Er [Steinthal] ist doch in der Tat die einzige in meinen späteren Jahren gemachte Bekanntschaft, die mir ins Herz gewachsen ist. Ich betrachte ihn wie einen Adoptivsohn und bin ebenso stolz und ebensowenig eifersüchtig auf seine Leistungen wie auf die eines Sohnes.“¹⁹ So verbanden sich bei Steinthal mehrere „innere“ und „äußere“ Voraussetzungen, die seine spätere geistige Unabhängigkeit begründeten: Das eher introvertierte, aber zu großer Hingabe fähige Naturell, Bescheidenheit in den äußeren Dingen, in den ihm wesentlichen dagegen eine nahezu unbegrenzte Lernwilligkeit, intensives – man möchte sagen: existentielles – Interesse an seinen Forschungsfragen und den weltanschaulichen Fragen seiner Zeit. Trotz der bescheidenen Mittel der früh verwitweten Mutter erhielt er, was für seine Persönlichkeitsbildung notwendig war: die fürsorgliche Zuneigung zunächst des Bruders, des Onkels in Bernburg, dann außerhalb seiner Familie die des verehrten Lehrers C. W. L. Heyse, die Freundschaft mit Lazarus und die zu Julius Harrwitz, dem großen Berliner Verleger der zeitgenössischen Sprachwissenschaftler; vor allem aber und nicht zuletzt die Ausbildung an einer deutschen Großstadtuniversität und die Fortsetzung der Studien in Paris, so unglücklich Steinthal dort auch oft war wegen seiner materiellen Not und der Unfähigkeit, seinen Unterhalt zu verdienen.

Steinthal war viel unabhängiger von seiner Umwelt als Lazarus, der ständig der Anerkennung und der Zustimmung bedurfte. Er ging seinen Weg, dachte auf seine Weise. Der vorliegende Briefwechsel mit Gustav Glogau ist ein eindrucksvolles Zeugnis dafür, wie wenig sachliche und weltanschauliche Übereinstimmung er für eine Freundschaft brauchte, wenn er nur sah, daß der andere es ehrlich meinte. Im Verhältnis zu Glogau hat er diese ungewöhnliche Toleranz nicht nur betätigt, sondern ihm auch einmal brieflich das Verhältnis zu seinen Schülern zu erklären versucht, als Glogau fürchtete, seine Kritik an Steinthals „Allgemeine Ethik“ könne diesen verletzt haben: „Machen Sie sich nur wegen der Kritik keine Sorge: das müßte ja heißen, ich sei nicht ich. Was mich Jolly und Cohen aufgeben ließ, war etwas ganz andres als eine wissenschaftliche Kritik. Jolly hätte so empirisch sein können, wie er wollte, und Cohen so kantisch, wie ihm recht schien: ich hätte nicht gewehrt. Ich stehe auch mit Paulsen noch gut, obwohl Sie sehen, wie weit er von mir abweicht. Was die Welt glaubt, soll mich nicht kümmern; ich weiß schon, daß man mir nicht glaubt, daß man sich nicht denken kann, wie mir vieles so gleichgültig ist, was den Andren das höchst Begehrenswerte scheint.“²⁰

¹⁹ Erich Petzet und Gustav Herbig, Carl Wilhelm Ludwig Heyse und sein System der Sprachwissenschaft, in: Sitzungsberichte der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-philologische und historische Klasse, München 1913, S. 24.

²⁰ Brief Nr. 151.

Ganz anders war die Ausgangssituation Glogaus, der aus dem östlichen Grenzgebiet Ostpreußens stammte. Gustav Glogau, das sechste von zehn Kindern, wuchs in einem Beamtenhaushalt auf. Der Vater zählte als Superintendent in der litauischen Gemeinde von Stadt und Kreis Tilsit zu den Honoratioren. Der litauische Protestantismus war streng lutherisch, wenn auch nicht ohne pietistische Einflüsse. Der Vater trieb bis in sein Alter griechische Studien, wozu ihn die Ähnlichkeit der litauischen Sprache noch besonders anregen mochte. Die Mutter, die schon als junges Mädchen für eine große Geschwisterschar mitverantwortlich war, führte ein strenges Regiment. Beide Eltern praktizierten das sprichwörtlich gewordene „preußische“ Familienleben: Autoritär, am Gehorsam gegen Gott und das Familienoberhaupt orientiert, pflichtbewußt, fleißig, sparsam, wenn auch „standesgemäß“. Diese Tradition prägte auch den jungen Glogau, so sehr er in seiner Jugend gegen dieses Elternhaus protestiert hatte. Schon die Vorfahren waren Geistliche in dieser Region, und auch Glogau soll am Ende seines Lebens gesagt haben, daß er, könnte er sein Leben nochmals beginnen, ebenfalls Theologie studieren würde, wie es sein ältester und jüngster Bruder getan hatten. In seiner Jugend soll jedoch eine unüberwindbare Entfremdung zwischen den jähzornigen, autoritären Eltern und dem künstlerisch sensiblen, schutz- und liebebedürftigen Sohn die Verfolgung der natürlichen Neigungen gehemmt haben. Der Theologie galt jedoch zeitlebens sein intensives Interesse.²¹

Dem Wunsch der Eltern beugte er sich noch zu Beginn seines Studiums, 1863 in Berlin, wo er sich zwei Semester lang an der preußischen Militärakademie der Medizin widmete. Kaum war er sich jedoch selbst überlassen, wurde ihm bewußt, daß ihn die Neigung eigentlich zu ganz anderen Studien trieb, zur Philosophie, zur Geschichte des Denkens, zur griechischen Antike, zur Dichtung, und er inskribierte sich an der philosophischen Fakultät der Berliner Universität. Oft habe er sich, da ihm die Eltern nach dem Fächerwechsel alle Unterstützung entzogen, am Rande des „Abgrunds“ befunden;²² er verdiente sich das notwendige Geld durch verschiedene Gelegenheitsarbeiten, u. a. durch das Stenographieren von Reden im preußischen Abgeordnetenhaus. In diesen schweren Studienjahren hörte er am 29. Oktober 1864 zum ersten Mal eine Vorlesung über Völkerpsychologie von Steinthal; er hat mit großer Dankbarkeit immer wieder dieses Datums gedacht. In Steinthal sah er von nun an seinen „geistigen Vater“,²³ bahnte sich mit seiner Hilfe einen Weg in die Sprachpsychologie und in die Geschichte der Philosophie und verehrte ihn mit der ihm

²¹ Marie Glogau, aaO, S. 1 ff.

²² AaO, S. 3.

²³ Brief Nr. 49.

eigenen Ausschließlichkeit bis zu seinem frühen Tode, trotz der Differenzen in Weltanschauung und Wissenschaft.

Marie Glogau berichtet, daß die Eltern Glogaus, bei aller Fürsorge und Pflichterfüllung, nie gefragt hätten, was in dem Jungen vorgehe, daß dieser nie eine Zärtlichkeit erfahren und eigentlich kein „Zuhause“ gehabt habe. Diese Erfahrung der Verlassenheit und das Bedürfnis nach Liebe bekamen später alle diejenigen zu spüren, die in nähere Beziehung zu ihm traten. Immer suchte er nach einem Ersatz für Entbehrtes, strengte er alle Kräfte an, um ein hochgespanntes Ideal zu verwirklichen, und forderte Opfer dafür – womit er es seiner Frau und später seiner Tochter ähnlich schwer machte, wie er es selbst einst gehabt hatte. Ebenso schwer machte er es sich als Wissenschaftler: Vorbilder, die er nicht erreichen konnte, Ziele, die eine ständige Anspannung von ihm forderten, Skrupel und Selbstkritik erlaubten ihm fast nie Erholung und das glückliche Empfinden, etwas erreicht zu haben. Diese ruhelose Anspannung brachte ihn um „die unbeirrte Freudigkeit des Schaffens, die Lebenslust und Lebenskraft“, die er so sehr an Steinthal bewunderte.²⁴

Nachdem Glogau im Anschluß an sein Studium am 1. Januar 1868 eine Hauslehrerstelle bei einer deutschen Familie in Pilica (damals: Russisch-Polen) angenommen hatte, schrieb er am 24. Juli 1868 den ersten Brief an seinen Lehrer Steinthal, der die ganze Hilf- und Haltlosigkeit des jungen Mannes widerspiegelt. Aus der gleichen Zeit, nämlich aus dem Jahre 1869 und 1870 überlieferte Marie Glogau Auszüge aus den Briefen Glogaus an die junge Verlobte, lehrhafte, fordernde, mit Weltanschaulichem befrachtete Briefe, die immer wieder um dieselben Themen kreisen: um die Ernsthaftigkeit, mit der sie einmal ihre Ehe führen wollten; um das Handeln, das Leiden sei; um das „innerliche Wachsen“ und das notwendige Vorwärtskommen; um den Kampf gegen den religiösen Zweifel, immer mit der Mahnung, Marie möge an die Kraft des Gebets glauben; um sein feuriges Sehnen nach den „ewigen Gütern“.

Den ratlosen Briefen an Steinthal und den – inhaltlich scheinbar konträren – belehrenden an Marie Glogau, die auf eine junge lebensfrohe Frau beunruhigend gewirkt haben müssen, ist doch vieles gemeinsam: Eine gewisse Überheblichkeit, das Sich-Abgrenzen von andern (die unbesorgter leben), von der Masse (die materialistisch und ohne höhere Interessen sei) und das beängstigende, etwas gewaltsam anmutende Streben nach „Vorwärtskommen“, nach beruflicher Karriere

²⁴ Vgl. dazu u. a. Glogaus Brief Nr. 65 vom 14. Mai 1880. – „Den Zustand des Behagens kenne ich nicht“, schrieb er ein andermal an Steinthal (Nr. 60 vom 26. Dezember 1879).

einerseits und andererseits das Gefühl des Unzulänglichen, später die Erfahrung der Erfolglosigkeit und die Sehnsucht nach dem Tod. Der Todesgedanke war immer vorhanden, am stärksten aber in der resignativen Phase vor dem letzten großen, enthusiastisch unternommenen Aufschwung zur Abfassung einer neuen Philosophiegeschichte und der Reise nach Griechenland, in die Heimat des verehrten antiken Philosophen Platon.²⁵

Weltanschauung und Wissenschaft

Dem Verehrungsbedürfnis Glogaus erschienen zunächst die geistigen Gemeinsamkeiten zwischen Lehrer und Schüler dominierend. Beide hatten ihr Studium zu einer Zeit begonnen, als der Höhepunkt der deutschen idealistischen Philosophie bereits überschritten war. Hegels Einfluß, der zu seinen Lebzeiten an der Berliner Universität unvorstellbar groß war, ging zurück, und die Spaltung in Rechts- und Links-Hegelianer trug zu dieser Schwächung noch bei. Der Neukantianismus, eine Reaktion auf die spekulative Metaphysik des deutschen Idealismus, entstand erst in den 60er Jahren. Schon in den 30er Jahren setzte dagegen, durch die politische Propaganda unterstützt, die Abwehr westlichen Denkens ein: So blieb die Soziologie des Franzosen Auguste Comte zunächst ohne jeden Einfluß in Deutschland. Auch der vorwiegend von Engländern vertretene Utilitarismus wurde in Deutschland diffamiert. Das gilt auch schon für die im Frankreich des 18. Jahrhunderts starke Strömung des Materialismus, die sich gegen die metaphysischen Systeme richtete. Seine deutschen Vertreter im 19. Jahrhundert lebten entweder im Ausland, wie Karl Marx, oder sie bewarben sich vergeblich um eine Professur, wie Ludwig Feuerbach, der nur als „Materialist“ verschrien, in Wirklichkeit gar keiner war. Nach dem sogenannten „Materialismusstreit“, der um Carl Vogt, Jakob Moleschott und Ludwig Büchner um die Jahrhundertmitte ausbrach, war man eher noch mehr darauf bedacht, nicht in die geistige Nähe der Verfemten zu geraten.

Blieb man wie Steinthal und Glogau im Rahmen der deutschen späidealistischen Philosophie, so hatte man sich vor allem mit Kant und Hegel auseinanderzusetzen. Die forcierte Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begünstigte jedoch die naturwissenschaftliche Denkweise und verschaffte schließlich dem westlichen Positivismus in den 70er Jahren Einlaß in Deutschland. Steinthal, der sich in

²⁵ Vgl. dazu Glogaus Brief Nr. 256, Anm. 1, vom 30. Dezember 1894; über das niederdrückende Gefühl sprach Glogau in seinem Brief vom 26. September 1894, Nr. 255.

erster Linie als Sprachwissenschaftler betrachtete, war diesem Einfluß ebenso ausgesetzt wie später Glogau. Während jedoch Glogau zwar während seiner Lehrtätigkeit in Halle 1872 die Naturwissenschaftler Johann Nepomuk Czermak, Hermann von Helmholtz, Gustav Theodor Fechner und Rudolf Hermann Lotze studierte²⁶ und dieses Studium, auch auf Steinthals Anraten, in der Schweiz und in Kiel fortsetzte,²⁷ übte der Positivismus auf seine philosophischen Werke kaum einen Einfluß aus.

Eine nicht unbeträchtliche Wirkung hatte jedoch der Positivismus auf Steinthal. Dafür gibt es mehr als eine Erklärung: Einmal war Steinthal um eine Generation älter als Glogau und studierte noch im Vormärz. Als er in den 50er Jahren in Paris lebte, hatte er sich durch die sechs Bände von Comtes „Cours de philosophie positive“ (Paris 1830–1842) durchgearbeitet; danach las er auch die französischen Enzyklopädisten,²⁸ und die Positivisten sahen sich in der Tradition der Aufklärung, trotz ihrer gelegentlichen Polemik gegen den Rationalismus. Zum andern mußte Steinthal als Philologe auch Empiriker sein. So fruchtbar die Theorie für den Wissenschaftler ist, so wichtig ist auch die Kontrolle dieser Theorien durch die tatsächlich existierenden Sprachen. Allerdings vertrat Steinthal die Ansicht Kants, daß auch in den positiven Wissenschaften die Theorie es sei, die den primären und fruchtbaren Anstoß für den Fortschritt der Erkenntnis gebe.²⁹

Steinthal hatte eine gute Kenntnis von Kants Schriften; ob er aus eigener Initiative oder erst über den Umweg von Wilhelm von Humboldt dazu gekommen war, läßt sich nicht mehr rekonstruieren. Jedenfalls las er Kant schon während seines Studiums in Berlin; damals setzte er sich auch mit Hegel auseinander. Hegelsches Denken wurde ihm durch seine drei Lehrer Karl F. G. Werder, Georg Andreas Gabler und den Alttestamentler J. K. Wilhelm Vatke, vor allem aber durch den Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse vermittelt. Seine zweite Veröffentlichung, „Die Sprachwissenschaft Wilh[elm] v[on] Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie“ (Berlin 1848), legt Zeugnis ab von der intensiven Beschäftigung mit dem letzten geschlossenen System der Philosophie. Ebenso wie C. W. L. Heyse betrachtete auch

²⁶ Marie Glogau, aaO, S. 49.

²⁷ AaO, S. 66f., und in diesem Band Brief Nr. 54 vom 1. Januar 1879 und Nr. 197 vom 29. Mai 1889.

²⁸ Vgl. den Brief Steinthals vom 26. September 1852, Anm. 15, an Paul Heyse, Nr. 269.

²⁹ Steinthal hatte sich mehrfach mit methodischen Fragestellungen befaßt; vgl. dazu vor allem das Vorwort zu „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniss zueinander“, Berlin 1855, S. XVI, und Brief Nr. 267 vom 4. April 1855, Anm. 11.

Steinthal die Sprachwissenschaft als die größte Herausforderung. Sieger in dieser Auseinandersetzung blieb dann die Humboldtsche Forderung, nach der sich Philosophie und Erfahrungswissenschaft durch das „anschauende Denken“ zu einer höheren Einheit zusammenschließen haben. Spuren des Hegelschen Denkens sind vor allem die Idee der „Entwicklung“ in Steinthals Sprachtheorie – sie hebt sich dadurch ab von den mechanischen Erklärungsversuchen des 18. Jahrhunderts – und die „Volksgeist“-Lehre in der Völkerpsychologie,³⁰ von der in Steinthals Briefen übrigens merkwürdig selten die Rede ist.

In den 70er Jahren entwarf Steinthal die Grundzüge seiner „Religionsphilosophie“, die 1875 und 1877 in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft erschienen und die Glogau erstmals das ganze Ausmaß der Differenzen zwischen Lehrer und Schüler ahnen ließen. Da ist kaum noch eine Spur von Hegel wahrzunehmen. Die französische Aufklärung, Lessing, Kant, Humboldt, sogar die Materialisten und Darwin mit seiner Deszendenztheorie haben Pate gestanden: „Alle Religion ist klein und für einen Geist, der auf der Höhe der heutigen geistigen Entwicklung steht, ungeeignet. Kritische Wissenschaft und reine Sittlichkeit bedürfen nicht der Phantasterei von Gott und Unsterblichkeit und leiden nur unter solchen Hypothesen“, so schrieb Steinthal, als Glogau ihn nach dem Inhalt seiner Vorlesung über Religionsphilosophie am 5. Juli 1873 fragte.³¹ Die Veröffentlichung seiner Ansichten – im Rahmen einer Rezension von Jürgen Bona Meyers 1874 erschienener Schrift „Philosophische Zeitfragen“ – enthält eher noch radikalere Passagen.³²

1885 erschien Steinthals „Allgemeine Ethik“. Sie trägt die freundlich-optimistischen Züge des aufgeklärten, sozialgesinnten Individualisten.

³⁰ Gerade Steinthal hat sich in seinen Beiträgen zur Völkerpsychologie weit mehr als Lazarus an die rationalistische Interpretation Herbarts vom „Mechanismus“ des kollektiven Bewußtseins gehalten; er hat betont, daß es innerhalb des „Gesamtgeistes“ zum Beispiel auch „Standesgeister“ gebe (die allerdings über den „Nationalgeist“ nicht hinausgreifen, sondern „von der National-Einheit umschlossen und getragen [werden,] und . . . mit ihr in Wechselwirkung“ stehen); er bemerkte auch, daß die Völkerpsychologie, soweit sie sich mit den ökonomischen und rechtlichen Verhältnissen befasse, mit der Soziologie identisch sei, daß sie aber im Unterschied zur Soziologie auch das „kontemplative Leben“ zu ihrem Forschungsgegenstand erhebe. Das rationale Element in Steinthals Ansichten kommt sehr deutlich zum Ausdruck in seinem letzten theoretischen Aufsatz über die Disziplin der Völkerpsychologie: H. Steinthal, An den Leser, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 1 (Berlin 1891), S. 10–17 (Zitate S. 12 und S. 15).

³¹ Brief Nr. 11.

³² Steinthal, Zur Religionsphilosophie, in: ZfV VIII (1875), S. 257–299, und IX (1877), S. 1–50. So schreibt Steinthal in der ersten Folge über die Unsterblichkeitslehre: „Wir wissen nicht minder, daß alle Pfaffenherrschaft und aller Pfaffentrug auf der Furcht vor dem Leben nach dem Tode steht. Diese Lehre ist die unheilvollste, verderblichste von allen, die jemals ersonnen waren“ (aaO, S. 263).

Eine Utopie, meinten viele, und sie hatten damit gar nicht so unrecht. Steinthal opponiert in diesem Werk gegen die gewaltige Überhöhung des Staates durch Hegel, der in seiner „Philosophie des Rechts“ (§ 257) den Staat wie folgt charakterisierte: „Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee – der sittliche Geist, als der *offenbare*, sich selbst deutliche, substantielle Wille, der sich denkt und weiß und das, was er weiß und sofern er es weiß, vollführt.“ Das kam zwar dem Machtanspruch des Bismarck-Staates sehr entgegen und war daher in seiner Anmaßung realistischer als Steinthals Anschauung, die sich fast mit der Humboldt-schen deckt und die extrem entgegengesetzte Position bezieht: Der Staat soll nicht mehr und nichts Höheres sein als eine „Rechts-Versicherungsgesellschaft“;³³ er „soll keine Pflicht übernehmen, keine Arbeit ausführen, welche von dem engern Verein oder von dem Einzelnen recht wohl, zweckgemäß und erfolgreich ausgeführt werden kann . . .“.³⁴ Das milde optimistische Menschenbild Steinthals und die entsprechende Geringschätzung des Staates lösten Glogaus kritische Rezension und mehrere Briefe aus, die zeigen, daß nicht mehr nur wissenschaftliche Thesen diskutiert, sondern auch frühe Erfahrungen und emotionale Bedürfnisse berührt wurden.³⁵

Selbst wenn man bei der vorliegenden Korrespondenz zwischen Glogau und Steinthal den Altersunterschied berücksichtigt, ist für Glogau bis in die letzten Jahre eine gewisse Unsicherheit charakteristisch, ein Bedürfnis nach Leitlinien, Vorbildern, letztlich nach einer unbedingt gültigen Autorität. Immer wieder bedurfte er in den 70er Jahren und später noch der Anerkennung und Anregung Steinthals, was er selbst wußte und offen aussprach: „Meine ganze Gedankenentwicklung wird so ganz von der Ihrigen beherrscht, daß ich auch in den abweichenden Punkten nur im gleichen Tempo mit Ihnen fortkomme.“³⁶ Auch in späteren Briefen fragte er Steinthal noch nach empfehlenswerten Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Philosophie,³⁷ immer wieder, ob er ihn richtig verstanden und angemessen wiedergegeben habe,³⁸ bat ihn auch in beruflichen Angelegenheiten um Rat – obwohl gerade in praktischen Fragen Steinthal der denkbar schlechteste Ratgeber war, da er sich um Universitätspolitik kaum kümmerte,³⁹ – fragte, wem er Belegexemplare

³³ Steinthal, Allgemeine Ethik, Berlin 1885, S. 237.

³⁴ AaO, S. 239.

³⁵ Die Rezension erschien in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 88 (1886), S. 82–123. Vgl. dazu die Briefe Nr. 132–149.

³⁶ Brief Nr. 25 vom 10. März 1876.

³⁷ Vgl. Nr. 40 vom 9. August 1877.

³⁸ Vgl. Nr. 18 vom 27. Januar 1875.

³⁹ Vgl. Bd. I, S. XCII, Anm. 50.

schicken solle, wo er sich habilitieren könne, was er von der damaligen Berufungspolitik halte, fragte aber immer auch nach Steinthals Arbeiten und dem persönlichen Ergehen, woran ihm so viel lag.

Die Unsicherheit spiegelt sich in den vielen Briefentwürfen, die im Nachlaß erhalten sind, in dem Festhalten an stereotypen, altertümlichen Floskeln, die besonders am Beginn und am Schluß des Briefes auffallen: „Hochgeehrtester und theuerster Herr Professor“, „in ehrfurchtsvoller Ergebenheit“. Eine gewisse Umständlichkeit, Pathos und Servilismus in Inhalt und Stil stören nicht nur den heutigen Leser, sondern berührten auch schon Steinthal negativ. Jedenfalls mahnte Steinthal einmal, als er Glogau riet, sich mit einer Bewerbung direkt an das preußische Kultusministerium zu wenden: „Schreiben Sie nicht devot, sondern in ruhigem Selbstbewußtsein.“⁴⁰ Damit traf er genau den „wunden Punkt“: Glogau schrieb devot, weil er eben dieses ruhige Selbstbewußtsein nicht hatte.

Daß es sich bei Glogau nicht nur um eine umstände- und zeitbedingte Unselbständigkeit handelte, die sich im Laufe seiner Weiterbildung und Berufspraxis hätte ganz beseitigen lassen, wurde Glogau in dem Moment klar, wo er nach der Veröffentlichung von Steinthals „Religionsphilosophie“ (1875 und 1877) und vor allem der „Allgemeinen Ethik“ herausgefordert wurde, seine gegensätzliche Weltauffassung darzulegen. Seine kritischen Aufsätze⁴¹ wurden begleitet von persönlichen Briefen an Steinthal, in denen er, gleichsam alternierend, dem Lehrer seine „unwandelbare Verehrung“, Liebe und Dankbarkeit bekundet und, auf Steinthals Souveränität vertrauend, alles ausspricht, was ihn von dessen Standpunkt trennt, radikaler und offener, als er das irgendwo sonst öffentlich getan hat. So faßt Glogau die Differenzen schließlich in einem Satz zusammen, der an Direktheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: „Ich *brauche* den deckenden Schild der Metaphysik und Religion, ich *brauche* auch volle Hingabe an eine Staatsmacht – Sie nicht!“⁴²

Glogaus wissenschaftliche Entwicklung hatte einen ganz anderen Verlauf genommen als die Steinthals, in mancher Hinsicht war sie dieser sogar entgegengesetzt. Glogau hatte sich zunächst ganz intensiv mit Steinthals sprachwissenschaftlichen Schriften beschäftigt, obwohl ihm nur das antike Griechisch und Lateinisch einigermaßen vertraut waren und er sich in Französisch nur notdürftig verständigen konnte. Die Frucht dieser im einsamen Neumark betriebenen Studien erschien 1876

⁴⁰ Nr. 32 vom 28. Juli 1876.

⁴¹ Vgl. G. Glogau, Zur Seelenfrage. Kritik von Steinthals Ansicht über Menschen- und Tierseele, in: ZfV VIII (1875), S. 385–428, und Anm. 35 dieser Einleitung.

⁴² Brief Nr. 149 vom 8. April 1886.

in Berlin unter dem Titel „Steinthal’s psychologische Formeln, zusammenhängend entwickelt“, die ihm nicht viel Resonanz einbrachte; für das Buch konnten sich allenfalls Fachleute interessieren, die aber froh waren, wenn sie sich durch Steinthals gründliche und schwierige Darstellungen durchgearbeitet hatten. Und gerade Naturwissenschaftler, wie z. B. der Mediziner und Philosoph Rudolf Hermann Lotze, lehnten die – aus dem Bedürfnis nach Präzision entwickelten – psychologischen Formeln ab, da sie nichts erklärten, sondern nur der Erklärung bedürftig.⁴³ Das traf Steinthal und Glogau, letzteren noch mehr, da er nichts Originelles mehr hinzufügen konnte.

Steinthal hat Glogau mehrfach auf Kant und die Publikationen der Neukantianer hingewiesen. Als aber Glogau 1876 in die Schweiz zog und sich für die geplante Habilitation über seinen Standpunkt in der Erkenntnistheorie klarwerden und sich erneut mit Kant, Herbart, Hegel, Fichte, Lotze befassen mußte, hatte ihn Hegel weit mehr beeinflußt als irgendein anderer Philosoph des 19. Jahrhunderts. Nicht zufällig trägt der erste Band seines Hauptwerkes „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“ den Titel „Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes“, eine Anspielung auf Hegels „Phänomenologie des Geistes“. Die gleichen Probleme, die sich Hegel in diesem Werk gestellt hatte, wollte Glogau wiederaufnehmen und mit Hilfe der neuen Erkenntnisse der Sprachgeschichte, der Völkerpsychologie und Darwins Deszendenztheorie neu lösen. Im wissenschaftlichen Denken der Neuzeit, die er wie Hegel mit der Reformation beginnen läßt, sieht er eine späte Entwicklungsstufe des Geistes, die nicht – wie durch Kant – aus sich erklärt wird, sondern nur aus Niedrerem und Höherem verstanden werden kann, wodurch sie bedingt ist. Für Glogau stellte sich die erkenntnistheoretische also als eine genetische und historische Aufgabe dar. Er blieb jedoch hinter seinem großen Ziel zurück, da ihm gerade die empirischen Grundlagen fehlten, die Darlegungen stark von seinem Theismus bestimmt sind und ihm daher allzu spekulativ gerieten. Wesentlich war ihm das Fühlen und Erleben Gottes; so ist auch sein Stil oft schwer zugänglich, zu enthusiastisch und überhöht.

Mit der Rezension dieses ersten Bandes hatte Steinthal damals eine heikle und schwierige Aufgabe übernommen, der er sich mit Takt unterzog, indem er würdigte, wo er konnte, und kritisierte, wo es sein mußte. Grundsätzlich leuchtete ihm die ganze Disposition des Buches und des geplanten zweiten Bandes nicht ein, und vielleicht verbarg sich gar hinter dem formalen Tadel eine Befremdung gegenüber dem Inhalt. Er kritisierte dann, daß Glogau das menschliche Leben in der Vorzeit in

⁴³ Anm. 3 von Brief Nr. 78; Lotze sprach diese Kritik allerdings erst nach Erhalt von Glogaus Hauptwerk aus.

Parallele setzte zu dem Säuglingsleben des einzelnen.⁴⁴ Er verneinte, daß nur die Befriedigung des Bedürfnisses den Geist vorwärtstriebe. Kein Bedürfnis, argumentierte Steinthal ebenso wie Humboldt, habe schöpferische Kraft, die habe nur der zwecklose Spieltrieb. Es ist vielleicht für die Persönlichkeit Glogaus charakteristisch, daß er „die höchste Lust der Conception“ nicht nennt, daß er nur den Drang nach Vollkommenheit, den „qualvollen Druck eines Gegensatzes“ als auslösendes Moment schöpferischer Tätigkeit kennt.⁴⁵ Auch die Hegel folgende pauschale Abwertung des Mittelalters, der die Aufwertung der Reformation als Periode des „germanischen Geistes“ entspreche, kritisierte Steinthal mit dem Hinweis auf die Leistungen der Araber im Mittelalter.⁴⁶

Der zweite Band des Hauptwerks mit dem Untertitel „Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes“ erschien erst 1888. Inzwischen hatte sich Glogau von den Problemen des ersten Bandes gelöst und wandte sich den Fragen der Ethik und Religion zu, die ihn wohl von Anfang an zur Philosophie getrieben hatten und die sich, durch Steinthals Publikationen provoziert, nun unter dem starken Eindruck Platons Bahn brachen. Daß Gott existiere, war ihm so sicher wie seine eigene Existenz, die auf diesen hinweise. Die Selbstentfaltung des Geistes versteht er letztlich als Selbstoffenbarung Gottes, der dadurch eine Einheit der endlichen Wesen schaffe. Die verschiedenen Ideen des Wahren, Guten und Schönen erscheinen in diesem Zusammenhang „als der von Gott [. . .] den erschaffenen Geistern nach seinem Bilde verliehene Wesenskern, auf dessen Entfaltung zugleich der intelligible Weltzusammenhang berechnet ist“.⁴⁷

Glogau war sich dessen bewußt, daß er mit diesem Buch in noch schärferen Gegensatz zu Steinthal geriet, obwohl er in seinem Widmungsvorwort trotz der „sachlichen Differenzen“ wie im Widmungsschreiben des ersten Bandes „ganz ebenso stark [. . .] die Gemeinsamkeit unserer Grundlagen“ betonte: „nie kann ich vergessen, daß ich die persönlichen Anregungen meines Gedankenlebens durchaus und allein Ihnen zu verdanken habe.“ So sehr das Steinthal berührt haben mag, so sicher wird ihn das offene Bekenntnis irritiert haben, daß neben seinem

⁴⁴ Steinthals Rezension über G. Glogau, Abriß der philosophischen Grundwissenschaften. 1. Teil: Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes (Breslau 1880), erschien in: ZfV XIII (1882), S. 178–199. Die hier erwähnte Kritik findet sich auf S. 186. – Glogaus Ansicht entspricht dem von Ernst Haeckel vertretenen „biogenetischen Gesetz“, das sich ursprünglich auf die morphologische Embryonalentwicklung bezieht, von der angenommen wird, daß sie die morphologische Entwicklung der Gattung verkürzt wiederholt.

⁴⁵ AaO, S. 190f.

⁴⁶ AaO, S. 197.

⁴⁷ G. Glogau, Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes, Breslau 1888. S. 146.

Einfluß die Disziplin des preußischen Militärs wirksam gewesen sei: „Wie mir die Zugehörigkeit zur preußischen Armee das allgemeine Wesen des Staates und der politischen Wirklichkeit langsam erschlossen hat, so danke ich Ihrem dauernden Einflusse die Richtung gebenden Anstöße für die Gesamtheit meiner theoretischen Bemühungen nach Form und Inhalt.“⁴⁸ Das schrieb Glogau einem Mann, der sich als „Feind aller Kriege“ bekannte.⁴⁹ Wir kennen nicht die spontane Reaktion Steinthals auf diese Widmung. Das Buch hat er nie gelesen, was Glogau schmerzte. Historische Studien der Metaphysik lägen ihm doch recht fern, hatte er Glogau einmal an anderer Stelle erklärt.⁵⁰ Das galt um so mehr für die letzten Jahre vor seiner schweren Erkrankung, in denen er für eine Überarbeitung seiner „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern“ sorgen mußte und auch schon im Hinblick auf seine geplanten Bibel-Interpretationen las, sammelte und schrieb. Und aus der Erfahrung des ersten Bandes wußte Steinthal, daß es sich bei Glogaus Werk um „schwere Kost“ handelte. Der erste Grund mag schwerwiegender als der zweite gewesen sein, denn an und für sich war Steinthal ein fleißiger Leser. Er hatte auch auf Glogaus Brief vom 1. Dezember 1887 so spät geantwortet und ihm für die Übersendung des Buches gedankt, daß Glogau, traurig über das Ausbleiben jeder Reaktion, aber seiner konträren Position gewiß, ihm zuvorkam. Die Briefe kreuzten sich. Auf Glogaus betrübte Anfrage antwortete Steinthal postwendend nochmals am 30. Dezember 1887, um den Kummer zu beseitigen, den er verursacht hatte. Beide Briefe wirken noch heute, trotz des hundertjährigen Abstandes, so stark, wie sie damals ihre Adressaten bewegt haben.⁵¹

Fragt man rückblickend nach den günstigen Umständen, die zur Entwicklung einer schließlich sehr herzlichen Beziehung zwischen zwei so verschiedenen Menschen führten, so gibt es vielleicht mehrere Antworten: Die erste und wichtigste Voraussetzung war sicher Glogaus Suche nach Verständnis, nach einem Halt, nach einer Vaterfigur. Es war

⁴⁸ Das entspricht den Briefen von der Front des Deutsch-Französischen Krieges an die Braut: „Dieser Krieg ist ein solcher, der unser Volk aus engerer in höhere Sphäre versetzt, aus Tilsit nach Berlin. Was bei dieser Sturmfahrt bricht, das bricht; keiner hat ein Recht auf sich, als soweit es mit den allgemeinen Menschheitszwecken, die Gottheitszwecke sind, bestehen kann; wie keine Mutter dem Kinde ein Recht auf sich, auf seine Glückseligkeit einräumt, als soweit es mit den allgemeinen, sage Menschheits-, sage Sittlichkeits-, sage Gottheitszwecken, – das alles ist das nämliche – bestehen kann, und mag das Kind darüber zu Grunde gehen.“ (Man beachte: Damit rechtfertigt Glogau auch seine strenge Erziehung, unter der er doch so gelitten hatte.) Marie Glogau, aaO, S. 36 (Brief vom 8. Jan. 1871 aus Cormeil).

⁴⁹ Vgl. Bd. I, S. 383.

⁵⁰ Brief Nr. 54 vom 1. Januar 1879.

⁵¹ Vgl. die Briefe Nr. 168–171.

zunächst Glogau, der diese ungewöhnliche Beziehung der Zuneigung, der Teilnahme und Hilfsbereitschaft suchte und aufbaute. Er suchte und fand sie in einem Menschen, der wie er selbst in seinem Lebens- und Wirkungskreis nicht als völlig gleichrangig anerkannt wurde. Anspruchsvoll gegen sich und andere, grüblerisch, im Verkehr mit seinen Mitmenschen oft zu impulsiv und direkt, hat Glogau auch als Wissenschaftler zeitlebens unter mangelnder Resonanz gelitten und auch unter den Kollegen kaum dauerhafte Freundschaft gefunden.⁵²

Steinthal schuf die zweite wichtige Voraussetzung, indem er dem andern nicht autoritär seine Anschauung aufzwang, sich im Sachlichen kritisch, aber tolerant gegen die Eigenart des Schülers und Freundes verhielt, und im Persönlichen sein Wohlwollen und seine Dankbarkeit für die Freundschaft erwies. So wirkte er geradezu als Katalysator für die Entwicklung des unsicheren und verkrampften jungen Mannes, der in der Auseinandersetzung mit dem Älteren und Überlegenen immer unabhängiger, immer mehr er selbst geworden war und in den Zeiten des Antisemitismus Steinthal schließlich die Gewißheit einer beständigen Freundschaft geben konnte.

Natürlich ist Glogau unter Steinthals Einfluß nie ein Aufklärer, nicht gerade ein Kosmopolit geworden. Aber aus dem wilden Patrioten, der 1870 begeistert gegen die „französische Brut“ in den Krieg gezogen war, entwickelte sich ein besonnenerer Konservativer, der durch die behutsame Kritik Steinthals sich seines preußischen und militanten Patriotismus nicht mehr ganz so sicher war. Allerdings gab er nie die Ideale seiner Jugend auf – Ideale, die fast alle Studenten aus dem protestantischen Preußen teilten, die in den 60er Jahren studierten. Selbst in seiner Rede über „Die Ideale der Socialdemokratie und die Aufgabe des Zeitalters“ aus dem Jahre 1891 ist noch der schwarz-weißmalende, religiös gefärbte Moralismus des jungen Glogau lebendig, der Glaube an die Macht und rechtmäßige Autorität des Staates und an den führenden Staatsmann (gemeint war der entlassene Reichskanzler) und die angstvolle Abwehr der Sozialdemokratischen Partei (die Rede hielt er kurze Zeit nach der Aufhebung des „Sozialistengesetzes“), die ihm zu radikal, zu internationalistisch, zu utopisch erschien. Die Rede macht auch deutlich, in welchem Ausmaß man mit den christlichen Vorstellungen von der „Sünde“ im 19. Jahrhundert Politik machen konnte. Aus Glogaus Darlegungen spricht immer wieder die Angst vor allen vitalen Bedürfnissen des Menschen, vor den „sinnlich-dämonischen Trieben“,⁵³

⁵² Eine Ausnahme bildete der gesellige Kreis in Halle von 1871 bis 1873, in dem er auch seinen besten und treuesten Freund, den späteren Philosophieprofessor Hermann Siebeck, kennenlernte.

⁵³ G. Glogau, Die Ideale der Socialdemokratie und die Aufgabe des Zeitalters, Kiel und Leipzig 1891, S. 39.

vor den auf Gleichheit dringenden gedemütigten Arbeitern, vor der Faszination, die ihre geschlossene Organisation und ihre Propaganda auslösten.⁵⁴ Er erkannte, daß sich die Sozialdemokratie aus dem Liberalismus entwickelte, wenn auch ihr Ziel die Gleichheit aller und die Omnipotenz des Staates seien.⁵⁵ Er kam dabei nicht auf den Gedanken, daß der von ihm idealisierte preußische Staat auch Machtpolitik trieb und daß das Instrument dieses Staates, das straff organisierte Militär, die von ihm gefürchteten Arbeiterorganisationen zwölf Jahre verfolgt hatte. Da sprach der preußische Philosophieprofessor ganz aus der Beschränkung seines Standes heraus, der, gerade weil er es so schwer gehabt hatte, sich kein Elend vorstellen konnte, aus dem man sich nicht mit eigenen Kräften herausarbeitet. Er leugnete zwar nicht die „soziale Frage“, erhoffte aber eine allmähliche Lösung der Probleme oder wenigstens eine Milderung der krassen Armut und Benachteiligung nur vom Staat und einem neuen „Führer“ (nachdem Bismarck 1890 entlassen worden war). Nur so könnten die traditionellen Werte und Institutionen, wie die Ehe, erhalten, „die Zerstörungen und Zersetzungen des revolutionären Volksgeistes“⁵⁶ vermieden werden. Neben der für Glogau charakteristischen Abgrenzung von den „bethörten, verrotteten Massen“⁵⁷ stehen Sätze der Einsicht und Selbstkritik, die auf frühere Einwände Steinthals zurückgehen könnten. So war es wohl auch kein Zufall, daß er sich von Steinthal ein Urteil über die gedruckte Rede erbat. Diese fiel denn auch sehr charakteristisch aus. Steinthal konnte Glogau und dessen Parteigrundsätzen nicht zustimmen; er appellierte daher an dessen persönliche sittliche Ideale, die er in seiner Partei und in seinem Bekanntenkreis zur Geltung zu bringen hätte. Da alle sittlichen Ideale gut seien, verdiene sein Engagement Lob. Als Glogau bald einsehen mußte, daß er seine Ideale in der Partei nicht durchsetzen konnte, übrigens auch, weil die Partei antisemitisch wurde, trat er schließlich wieder aus.⁵⁸

Die Ernsthaftigkeit von Glogaus Streben, seine Unbestechlichkeit, die Bereitschaft, Kritik zu hören und seine Ansichten zu überprüfen, und nicht zuletzt die herzliche, von allen sachlichen Auseinandersetzungen unbeeinflussbare Freundschaft und Anhänglichkeit mögen Steinthal bewegen haben, diese zu erwidern. Hinzu kommt noch ein Faktor, der leicht übersehen wird, wenn man die Grundlinien des Steinthalschen Denkens verfolgt: Auch Steinthal stand unter dem starken Eindruck der Politik Bismarcks. Die Nationalliberale Partei, der Steinthal in früheren

⁵⁴ AaO, S. 8, S. 24f. et passim.

⁵⁵ AaO, S. 19.

⁵⁶ AaO, S. 12.

⁵⁷ AaO, S. 33.

⁵⁸ Vgl. Steinthals Brief an Glogau vom 20. Juni 1891, Nr. 221, und Marie Glogau, aaO, S. 148, Anm. 2.

Jahren vielleicht ebenso wie sein Schwager die Wahlstimme gegeben hatte, unterstützte erst den Kulturkampf, dann das Sozialistengesetz. Vorurteile gegen die Katholiken, vor allem gegen die katholischen Randprovinzen, wie Posen und das Elsaß, wucherten noch in den Köpfen fort, nachdem Bismarck sie bereits als inopportun fallengelassen hatte. Auch Steinthal mit all seinen Humboldtschen Idealen war nicht völlig immun gegen die offizielle politische Propaganda, war trotz seiner von Humboldt geprägten Staatsauffassung kein „Reichsfeind“, und so werden ihn manche Äußerungen Glogaus in seiner Rede über die deutsche Sozialdemokratie und an anderer Stelle weniger gestört haben als den heutigen Leser. Auf die Dauer konnte sich ein einzelner kaum den allgemeinen Ansichten derjenigen gesellschaftlichen Gruppe entziehen, zu der er gehörte. Er war reichstreu geworden, wenn auch mit einigen Vorbehalten, durch die er sich den Vertretern der Fortschrittspartei näherte. Aber er war kein Radikaldemokrat und – trotz der sozialistischen Utopie am Ende seiner Ethik – kein Sozialdemokrat.⁵⁹

Zur Sozialgeschichte

Sieht man einmal von den grundsätzlichen Diskussionen über die Funktionen des Staates, die Notwendigkeit des Krieges und die Rechte des Individuums ab, so werden in der Korrespondenz zwischen Steinthal und Glogau aktuelle politische Ereignisse oder Probleme kaum erörtert. Weder die Wirtschaftskrise von 1873 noch Bismarcks Kulturkampfpolitik, weder die Attentate auf den deutschen Kaiser noch die auf den russischen Zaren, weder das Sozialistengesetz noch die sozialdemokratischen Parteigründungen in England, Frankreich und Belgien,⁶⁰ ja nicht einmal die kurze Regentschaft des liberalen Friedrich III. und sein früher Tod 1888, der alle Menschen damals sehr bewegte, wurden erwähnt. Das war nicht gerade typisch für die damaligen Universitätsprofessoren,⁶¹ wohl aber die idealistische Betrachtungsweise jener Kreise. Mehrfach erwähnt und analysiert wird jedoch der Antisemitismus, der Steinthal unmittelbar traf und von dem er in Berlin mehr

⁵⁹ Vgl. den Brief an seinen Bruder Hermann Steinthal vom 6. März 1887, in dem er – anlässlich der Polemik gegen seinen Schwager Lazarus – dessen Votum für die Nationalliberalen verteidigt.

⁶⁰ Mit Arbeitern kamen weder Steinthal noch Glogau in Kontakt; allerdings ließ ihnen – mehr oder weniger theoretisch – Steinthal mehr Gerechtigkeit widerfahren als Glogau (vgl. die Briefe Nr. 35 und 36). Glogau wurde in seinen negativen Vorurteilen offensichtlich später, zu Beginn der 90er Jahre in Kiel, durch die „socialdemokratischen Dienstmädchen“ noch bestärkt (vgl. Brief Nr. 212 vom 1. Febr. 1891).

⁶¹ Viele, wie ja Glogau zeitweise auch, gehörten sogar einer Partei an. Die Aussparung politischer Themen mag ihren Grund auch in den verschiedenen Standpunkten gehabt haben. Man wollte einander nicht unnötig reizen.

Kenntnisse hatte als der Durchschnittsbürger: Der Historiker Heinrich von Treitschke, der im November 1879 in den Preußischen Jahrbüchern seinen antisemitischen Aufsatz „Unsere Aussichten“ veröffentlicht hatte, war sein Universitätskollege, und der Neukantianer Hermann Cohen in Marburg, der die Verteidigungsrede seines Glaubensgenossen Moritz Lazarus empfindlicher angriff als den Antisemiten Treitschke, bezeichnete sich als sein Schüler.⁶² Überdies war Steinthal Mitglied des „jüdischen Comité vom 1. December 1880“ zur Abwehr des Antisemitismus; so ist es wohl auch kein Zufall, daß Steinthal bei der Analyse des Antisemitismus realistischer urteilte: „Was man aber in der Welt Judenfrage nennt, das gehört in die gemeine National-Ökonomie, auch Jurisprudenz, das ist Magen- und Ehrenfrage.“⁶³ Und daneben wurden Ereignisse erwähnt, die für den betreffenden Schreiber von momentaner emotionaler Bedeutung waren, für Steinthal der mit immensem Aufwand gefeierte Geburtstag des Kaisers im Jahre 1887,⁶⁴ für den Offizier Glogau der Brand im preußischen Generalstab.⁶⁵

Auch über die zahlreichen technischen Erfindungen und neuen Einrichtungen, wie die Schnellbeförderung der Berliner Post durch Rohrpostkarten und -briefe, die Vollendung des ersten deutschen Telegraphennetzes 1877, die Einführung des Fernsprechers, der ersten elektrischen Straßenbeleuchtung, der Kanalisation, die Berlin endlich von Gestank, Schmutz und Seuchengefahr befreite, erfährt man in diesem Briefwechsel nichts. Das liegt aber vielleicht in der Natur des Briefes: Nur in wenigen Briefen der Gegenwart wird etwas von Maßnahmen gegen die zunehmende Luftverschmutzung stehen.

Über Novitäten in der „schönen Literatur“, Zola zum Beispiel oder Ibsen und Strindberg, hört man in diesem Briefwechsel nichts; nicht einmal Fontane wird erwähnt, obwohl ihn Lazarus doch persönlich kannte.⁶⁶ Auch die großen Theaterereignisse, wie zum Beispiel die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ durch die Freie Bühne in Berlin oder der damals leidenschaftlich geführte Streit um die Bedeutung Richard Wagners, berührten offenbar nicht die Welt der beiden Gelehrten. Sie besprachen weltanschauliche Fragen und interessierten sich sonst in erster Linie für ihre fachlichen Probleme (deren Spektrum ja gerade bei Steinthal sehr breit war); Studenten, Vorlesungen, Publikationen – das war ihre Welt. Für Steinthal kamen noch zahlreiche Ämter hinzu: Er saß im Kuratorium der Hochschule

⁶² Vgl. dazu Anm. 2 von Brief Nr. 151 vom 19. Mai 1886.

⁶³ Brief Nr. 210 vom 3. Oktober 1890.

⁶⁴ Brief Nr. 162 vom 4. Mai 1887.

⁶⁵ Brief Nr. 78 vom 11. Februar 1881.

⁶⁶ Vgl. dazu Bd. I, XXXII-XXXV, und den Brief Fontanes an Lazarus im Anhang dieses Bandes.

(Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums, hielt als deren Dozent dort regelmäßig seine Vorlesungen; er gehörte zum Gründungsausschuß des „Wissenschaftlichen Centralvereins Humboldt-Akademie“; nach seinem Vortrag am 30. November 1878 wurde in Berlin die erste Volkshochschule gegründet, deren Vorstand und Dozentenschaft Steinthal aktiv bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1893, formell bis zum Ende seines Lebens angehörte.⁶⁷ Er war Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften, wie der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, des Philologen-Verbandes, der Historischen Commission zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, von den Ehrenämtern in jüdischen Organisationen einmal abgesehen.

Sprachen Steinthal und Glogau über Freunde oder andere Menschen, so handelte es sich vorwiegend um Universitätskollegen. Das ist auch heute noch nicht viel anders: Man verkehrt doch vorwiegend in den von dem eigenen Beruf bestimmten Kreisen. Ganz unauffällig, fast nebenbei findet man jedoch in der Korrespondenz viele Einzelheiten, die den Historiker der Gegenwart interessieren: über den Alltag, über die vielen Krankheiten, die im 19. Jahrhundert ein viel größeres Gewicht haben als heute, die, wie bei der Mutter und Tochter Marie Glogau, oft Frustration, psychische Bedürfnisse und Leiden verraten. Immer wieder deuten beide Geldsorgen an, Steinthal vor allem in den 80er Jahren.⁶⁸ Meist reicht für den Urlaub das Geld nicht. Steinthal hatte dann wenigstens immer die Möglichkeit, mit seiner Familie auf dem schönen Landsitz von Lazarus in Alt-Schönefeld wochenlang leben zu können; Glogau reiste – meist allein – in seine alte Heimat, nach Ostpreußen. Anlässlich einer solchen Reise, die Steinthal zu Glogau unternimmt, erfährt man von den täglichen Gepflogenheiten des Aufstehens und Essens.⁶⁹ Vor

⁶⁷ Steinthal hielt auch anlässlich der ersten Generalversammlung einen Vortrag über „Wilhelm von Humboldt's Ideal des socialen Lebens“, abgedruckt in: Deutsche Revue Bd. III (1879), S. 325–331. – Die Mitglieder des Wissenschaftlichen Centralvereins sind ein Beispiel dafür, wie eng gerade in den Bereichen der Sozialreform Juden und Nichtjuden zusammenarbeiteten, vgl. dazu auch die Schrift von ihrem Generalsekretär Max Hirsch, Wissenschaftlicher Centralverein Humboldt-Akademie, Skizze ihrer Tätigkeit und Entwicklung 1878–1896 – Ein Beitrag zur Volkshochschul-Frage, Berlin 1896.

⁶⁸ Es ist nicht ausgeschlossen, daß Lazarus infolge seiner Finanzprobleme den im Schuldversprechen Steinthal zugesicherten Betrag von 250 Talern (750 Mark) nicht mehr zahlen konnte (vgl. S. 40f. dieser Einleitung und das Schuldversprechen im Anhang des zweiten Halbbandes). In der Allgemeinen Zeitung des Judentums vom 19. Mai 1893 wurde in einem ausführlicheren Bericht über die Feierlichkeiten zu Steinthals siebzigstem Geburtstag mitgeteilt, daß der Vorstand der jüdischen Gemeinde dem Jubilar ein Glückwunschsreiben sandte, in dem ihm ein jährliches Ehrengeld zugesichert wurde. Da Steinthal nach seiner schweren Erkrankung 1893 die regelmäßige Lehrtätigkeit nicht wieder aufnehmen konnte, befreite ihn diese Zusicherung von einer drückenden Sorge.

⁶⁹ Brief Nr. 127 vom 14. Mai 1885.

allem von Steinthal kommen Reflexionen über die Veränderung des „Lebensgefühls“, über Beobachtungen, die bezeichnend für seine kritische Distanz gegenüber der Umwelt sind. So stellte er einmal fest, daß die Menschen – im Vergleich zu früheren Zeiten – ganz offensichtlich ein höheres Alter erreichten und die Älteren „rüstiger“ seien.⁷⁰ Daß Berlin mit der Entwicklung zur Großstadt immer lauter werde.⁷¹ Man erfährt, wie und wo sie Ferien machen, in welche Länder sie bevorzugt fahren (Österreich, Schweiz, wenn sie es sich leisten können), über Gehälter,⁷² über die durchschnittlichen Hörerzahlen in Zürich, Halle, Kiel und Berlin,⁷³ über den Ansturm von Lehramtsbewerbern nach Gründung des Leibnitz-Gymnasiums in Berlin.⁷⁴ Sehr interessant ist Steinthals Bericht über die Witwenkasse an der Universität Berlin; nicht ohne Seitenhieb auf Glogaus Staatsvertrauen kommentiert er die neu eingeführten ungerechten Unterschiede zwischen den Pensionen für die Witwen der ordentlichen und denen der Witwen außerordentlicher Professoren – eine neue Einrichtung zur Einsparung öffentlicher Gelder: „Der Racker Staat“.⁷⁵

Es ist auch recht aufschlußreich, die Briefe Steinthals und Glogaus nach der Rolle und den Aufgaben der Frauen zu befragen; das gilt ebenso für die Erziehung der Kinder. Hier sind die Ähnlichkeiten größer als die Unterschiede: Beide Ehefrauen standen im Schatten des Mannes, die als Erzieherin ausgebildete Marie Glogau⁷⁶ vielleicht noch etwas stärker als die gesellige Jeannette Steinthal, die meistens die Kommunikation zwischen Besuchern und ihrem zunächst etwas unverbindlichen Mann ebnete und viel dazu beitrug, daß einmal geschlossene Freundschaften erhalten blieben.⁷⁷ Beide Frauen standen dem Haushalt vor, hatten einen stärkeren Einfluß auf die Kinder und deren Erziehung als die Männer, obwohl sich Steinthal – auch aus wissenschaftlichen Gründen – mehr für die Kinder interessierte und an deren Entwicklung teilnahm, als Glogau es zu tun schien. Beide Frauen waren – „selbstver-

⁷⁰ Brief Nr. 205 vom 17. Mai 1890.

⁷¹ Brief Nr. 154.

⁷² Vgl. u. a. die Briefe Nr. 60 und 96.

⁷³ Vgl. u. a. die Briefe Nr. 153, 193 und 217.

⁷⁴ Brief Nr. 29 vom 25. Juni 1876.

⁷⁵ Brief Nr. 192 vom 23. Februar 1889.

⁷⁶ Marie Glogau, aaO, S. 22.

⁷⁷ Steinthal nannte seine Frau einmal scherzhaft „meinen Festkalender“, weil sie sich alle persönlichen Daten merkte und überhaupt sehr aufmerksam war. Vgl. u. a. Brief Nr. 189 (Postscriptum) und Nr. 206, dazu alle Briefe, die sie selbst schrieb und die in diese Korrespondenz mitaufgenommen wurden, soweit sie erhalten sind. Übrigens war die offizielle Schreibweise, wie auch aus der Schenkungsurkunde und der Grabaufschrift in Berlin-Weissensee zu entnehmen ist, offensichtlich „Jeannette“. Ich folgte in Text und Anmerkungen der von ihr selbst und Steinthal konsequent bevorzugten Schreibweise „Jeannette“.

ständig“ – nicht beruflich tätig; sie hatten aber den in bürgerlichen Kreisen damals üblichen Komfort einer Haushaltshilfe, obwohl sie sehr sparen mußten, Marie Glogau, die zeitweise sehr unter den Ambitionen ihres Mannes und den materiellen Folgen litt,⁷⁸ bis auf die letzten Jahre noch mehr als ihre auch nicht wohlhabende und bescheiden lebende „Freundin“ Jeannette Steinthal.⁷⁹ Nur sehr selten fuhr man ins Ausland, Glogau in die Schweiz, wo er viele Jahre beruflich tätig war, Steinthal – aber wohl nur mit der Unterstützung durch den Schwager Lazarus – in die Schweiz und nach Nizza. Die große, staatlich unterstützte Bildungsreise nach Griechenland machte Glogau allein, obwohl er in früheren Briefen an Marie Glogau beteuert hatte, daß er ohne sie nie so schnell das Examen geschafft hätte, und obwohl sie ihren Mann wahrscheinlich noch stärker bei der Arbeit unterstützen mußte als Jeannette Steinthal, indem sie als Sekretärin fungierte und Abschriften von Glogaus schwer lesbaren Manuskripten und Briefen anfertigte.⁸⁰

In beiden Familien sind es die Männer, die sich mit den Fragen der Religion und des nicht mehr selbstverständlichen Glaubens an einen gerechten Gott auseinandersetzen – soweit man das aus den Briefen erschließen kann. Über die offensichtlich einst lebensfrohe Marie Glogau geben die ständig zum Gebet mahnenden und gegen den Zweifel der Braut ankämpfenden Briefe Gustav Glogaus ein verräterisches Zeugnis. Noch am 23. März 1892 schrieb Glogau an den Freund Hermann Siebeck: „Ich bin viel mit dem alten und neuen Testament beschäftigt, weniger wissenschaftlich, als es von innen her zu erzeugen, lese auch sonst viel Religiöses!“ Gleichsam von außen kommentiert dies Marie Glogau: „Er hatte Schweres durchzukämpfen.“⁸¹

Als Steinthal 1886 beschloß, zu Roschhaschanah nicht mehr in die Synagoge zu gehen, bedauerte Jeannette Steinthal nur, sehr natürlich, daß sie auf diese Weise die nahen Verwandten in Berlin nicht persönlich beglückwünschen könne.⁸² Und Irene Steinthal hat nach ihrem Brief vom 30. Dezember 1894 an Marie Glogau sogar Weihnachten gefeiert.

⁷⁸ Ihr schweres Leben hat sie selbst nur angedeutet; vgl. dazu M. Glogau, aaO, S. 55 und S. 57, und dazu den Brief, den sie am 26. Oktober 1883 an Jeannette Steinthal schrieb (Nr. 114): „... Wie gebrochen an Leib und Seele er war, verehrte Frau, das weiß nur ich. Gottlob, daß es wieder besser geworden, es war so schwer.“

⁷⁹ Vgl. den 3. und 4. Absatz von Brief Nr. 151 (vom 19. Mai 1886).

⁸⁰ Marion Kaplan (*Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland – Organisation und Ziele des jüdischen Frauenbundes 1904–1938*, Hamburg 1981, S. 55f.) hat sicher recht, wenn sie annimmt, daß die häufigen Krankheiten oft das Resultat eines frustrierten, nur von dem Ehemann abhängigen Lebens waren. – Bei Jeannette Steinthals Übelbefinden handelte es sich jedoch zumindest auch um Rheumatismus, Ischias und Hexenschuß (vgl. Brief Nr. 164 und 230), neben häufiger Grippe mit schwerer Bronchitis (Brief Nr. 113 u. a.).

⁸¹ Marie Glogau, aaO, S. 69.

⁸² Brief an Bertha und Hermann Steinthal vom 29. September 1886.

Den Lebensweg der Töchter betrachteten Steinthal und Glogau in sehr ähnlicher Weise – so, wie es damals in bürgerlichen Kreisen allgemein üblich war. Sie sollten nicht zu früh zu viel lernen, dann im Haushalt die notwendigen Kenntnisse erwerben, Handarbeiten machen, Musikunterricht nehmen – und schließlich heiraten. Irene Steinthal hatte es zunächst leichter: Sie nahm an vielen Geselligkeiten teil, war eine gesuchte Tänzerin,⁸³ reiste zu allen näheren und ferneren Verwandten und heiratete schließlich den Hamburger Anwalt Dr. Anton Hess.⁸⁴ – Sie wurde übrigens noch im Alter deportiert und starb 1944 in Theresienstadt.⁸⁵

Marie Glogau litt dagegen offensichtlich unter dem leicht erregbaren, ehrgeizigen und wohl auch autoritären Vater, unter den Spannungen, die seine hochfliegenden Ziele in der Familie ausgelöst hatten. Sie mußte immer geschont werden, war blaß und leicht verletzbar. An den Freund Siebeck schrieb Glogau am 9. November 1894 etwas ausführlicher: „Meine Tochter ist zwar blaß und in ihrer sittlichen Strenge oft rigoros – neuerdings hat sie das Tanzen ganz aufgegeben –, aber nach ihren Verhältnissen wohl und ein wahrhaft imponierender Charakter. Die Musikstudien, bes[onders] die Theorie, dann der Gesangverein, dem sie jüngst beitrug, außerdem die Wirthschaft bilden ihre äußere Thätigkeit.“⁸⁶ Fast zur selben Zeit schrieb Jeannette Steinthal an die Eltern Glogau, daß „ein Luftwechsel für mehrere Monate entschieden vortheilhaft nach allen Seiten“ auf die Tochter wirken würde,⁸⁷ und als Marie diese Reise nicht antrat, erklärte Steinthal sehr viel entschiedener gegenüber der Mutter, Marie Glogau: „Und nun muß ich Ihnen offenherzig sagen, und meine Frau stimmt mir bei, Sie hätten Mariechen auf einige Zeit von Sich lassen sollen. Wir begreifen nicht, was Ihr Gatte dagegen haben konnte . . .“⁸⁸ Als Steinthal dies schrieb, lebte Glogau schon nicht mehr. Die Tochter Marie Glogau blieb unverheiratet und mußte vor allem in den Jahren der Inflation 1922/23 schwer arbeiten, d. h. immer mehr Klavierstunden geben, um sich und die Mutter zu erhalten.

Ganz sicher hatte Jeannette Steinthal die Atmosphäre in ihrer Familie stärker bestimmt, als Glogaus Frau das tun konnte. Eine Schilderung ihrer liebenswürdigen, vermittelnden und teilnehmenden Art, auch gegenüber Fremden und Freunden, schilderte Steinthals Schüler Friedrich Paulsen sehr anschaulich in seinen „Jugenderinnerungen“:

⁸³ Nach dem mündlichen Bericht ihres Sohnes, Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen.

⁸⁴ Vgl. auch den Stammbaum am Ende des zweiten Halbbandes.

⁸⁵ Darüber berichtete mir der Sohn, Dr. Heinrich Hess, in seinem Brief vom 8. März 1977.

⁸⁶ Der unveröffentlichte Brief befindet sich im Glogau-Nachlaß in der Universitätsbibliothek Kiel.

⁸⁷ Brief Nr. 256.

⁸⁸ Brief Nr. 257.

„Durch meine Habilitation wurde ich um dieselbe Zeit mit zwei nah verwandten Familien bekannt: mit den Professoren Lazarus und Steinthal. Ich hatte meinem verehrten Lehrer Steinthal meine Erstlingsschrift überbracht, persönlich, ohne indessen zunächst den Eindruck zu haben, daß er für mich oder meinen Kant sich interessiere. Es war nicht seine Art, dem ihm sich Vorstellenden lebhaft entgegenzukommen: er ließ an sich herankommen und konnte wohl auch durch beharrliches Schweigen eine etwas unbehagliche Situation entstehen lassen. Als der Jüngere hatte ich die Empfindung, daß es geziemend sei, ihm die Frage und die Leitung des Gesprächs zu überlassen. Da er von dem Recht weiter keinen Gebrauch machte, empfahl ich mich bald, nicht ohne eine kleine Mißstimmung. Ich sollte später erfahren, daß es durchaus nicht Mangel an freundlicher Gesinnung gegen den sich vertrauensvoll Nahenden, sondern der natürliche Habitus des Mannes, vielleicht auch ein wenig Mangel an Übung im Verkehr mit jungen Leuten war, was mir als Kälte entgegentrat. Ich bin in seinem Hause bald so heimisch geworden, wie ich mich kaum in einem andern Hause gefühlt habe. Das war freilich vor allem das Verdienst seiner Frau, der Schwester des Professor Lazarus. Ich weiß nicht, wann ich sie zuerst gesehen habe, es wird im Laufe des Sommers 75 gewesen sein. Sie war damals noch eine jugendliche Frau, nicht gar viel älter als ich, ihr Mann war beinahe 20 Jahre älter als sie. Die Liebenswürdigkeit, mit der sie sich für die persönlichen Angelegenheiten, für Heimat und Herkunft, für häusliche Verhältnisse und wissenschaftliche Pläne des Gastes interessierte, die freundliche Art, wie sie ihn zum Sprechen zu bringen und zu hören wußte, nahmen mich ebenso sehr ein, als mir die ganze schlichte Geselligkeit, die den beschränkten Umständen entsprach, zusagte. Ich kam bald als regelmäßiger Gast jeden Dienstag abend zu ihnen, mit mir Dr. Bruchmann. Meist waren wir die einzigen Gäste, doch kam später noch hin und wieder der eine und andre Schüler Steinthals dazu. An äußeren Genüssen wurde ein Butterbrot und ein Glas Bier geboten, und davon wurde nicht abgegangen, auch wenn einmal ein geehrter Gast, z. B. Professor Baron, dazukam. Die herzliche Freundlichkeit aber, womit man aufgenommen wurde, die Sorglichkeit, womit die Hausfrau die Wirtin machte, die Behaglichkeit der Plauderei über Tisch, die Intimität des Gesprächs mit dem vielseitigen und tiefen Gelehrten, alles das gab diesen schlichten Abenden für uns unvergleichliche Reize. Sie fanden ihr Ende erst, als der eigne Hausstand seine Ansprüche und Hemmungen geltend machte; meine Braut und in der ersten Zeit auch meine junge Frau habe ich noch oft mitgebracht.“⁸⁹

⁸⁹ F. Paulsen, *Aus meinem Leben – Jugenderinnerungen*, Jena 1909, S. 200f. Zu Lazarus hatte er dagegen nie einen engeren Kontakt gehabt, im Gegenteil: „Auch zu Lazarus kam ich ins Haus; sie hatten mich wohl bei Steinthals kennen gelernt. Wenn ich nicht irre, bin

II. Halbband:

1. Briefe von Heymann Steinthal an verschiedene Adressaten

Die im zweiten Halbband erstmals veröffentlichten Briefe Steinthals dokumentieren sehr eindrucksvoll die große geistige und emotionale Spannweite dieses Gelehrten, die Vielfalt seiner Interessen, die mannigfaltigen Variationsmöglichkeiten seines Briefstils.⁹⁰ Hatte er zu einem Menschen eine engere Beziehung aufgenommen, fand er auch eine, nur für diesen Freund bestimmte Tonart. Und auch diese variierte dann wieder, je nachdem ob er verbittert, zornig, resigniert, guter Laune oder traurig und voller Sorge um den andern war.

Die Briefe an den nur wenig älteren Freund und Berliner Verleger Julius Harrwitz (1819–1875) spiegeln Steinthals leidenschaftliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen, von seinem Standpunkt abweichenden Positionen der europäischen Sprachwissenschaftler, das philosophische Interesse, mit dem er auch die Philologie betrieb, sein Bedürfnis nach Freundschaft und Aufrichtigkeit, seinen Idealismus, die Freude an der brieflichen Diskussion sachlicher Themen und die Teilnahme am persönlichen Leben des Briefpartners. Wie weit entfernt sind diese zuweilen zornigen, aufbegehrenden, leidenschaftlich argumentierenden Briefe von denen, die der Freund und Schüler Gustav Glogau erhielt! Gewiß spielte da zunächst der geringere Altersunterschied eine Rolle, auch die Tatsache, daß Steinthal, als er diese Briefe an Harrwitz schrieb, etwa zwanzig Jahre jünger war als zu dem Zeitpunkt, da die Korrespondenz mit Glogau intensiver wurde. Außerdem erweist sich das Verhältnis zu Harrwitz – ebenso wie das zu M. Lazarus und P. Heyse – als

ich im Winter 75/76 zum erstenmal bei ihnen gewesen, in großer Gesellschaft, ohne Anschluß und ohne Freude. Es war das vollkommene Widerspiel der Geselligkeit bei der Schwester. Hier eine Zusammenführung von großen Namen, Titeln und Orden, mit denen das Haus Staat machte, und unter denen sich ein so unberühmtes Individuum, als ein junger Privatdozent ist, völlig verlor oder nur als bescheidene Raumbefüllung wirkte, dort ein engster Kreis, in dem jeder als Persönlichkeit wirkte und galt. Ich bin nur noch ein- oder zweimal dort gewesen, das letztmal mit meiner Braut. Es war mir nicht wohler dabei als das erstmal. Es lag doch auch daran, daß ich zu den Wirten selbst kein Verhältnis zu gewinnen vermochte“ (aaO, S. 201).

⁹⁰ Steinthal war sich dieser Eigenart und Fähigkeit selbst bewußt; an Paul Heyse schrieb er am 3. Februar 1855 (Nr. 273): „... ich schickte 7 oder 8 Briefe mit an verschiedene Gelehrte, denen ein Exemplar [von „Grammatik, Logik und Psychologie . . .“] bestimmt war, und unter denen sich auch Lotze befindet. Das hatte ich seit Jahren im Sinne. Siehst Du nun, von diesen 7 Briefen ist keiner wie der andere, eine Vertauschung der Adresse wäre unmöglich, würde Verwirrung anstiften; denn ich setze mich zu jedem in ein individuelles Verhältniß. Ob meine Briefe gut oder schlecht stylisirt sind, das ist gar nicht der Maßstab, der an sie zu legen ist; es sind ganz individuelle Handlungen, deren Wesen bestimmt ist durch das allgemeine Verhältniß meiner zu der Person, an den [!] der Brief gerichtet ist, und die besondere Veranlassung.“

zutraulicher, unbeschwerter, obwohl es ja auch von der gesellschaftlich-ökonomischen Beziehung zwischen Autor und Verleger mitbestimmt war.⁹¹ Je näher Steinthal jemandem stand, desto eher gab er seine Stimmungen preis und desto leichter sprühte auch sein Witz, der in den Briefen an Gustav Glogau fast völlig fehlt. Bezeichnend dafür sind das letzte, hier veröffentlichte Billett Steinthals an Harrwitz vom Januar 1856 und der Brief Steinthals an Sarah Lazarus vom „ersten Weihnachtstage 1860“, der auch bezeugt, wie freundschaftlich-vertraut das Verhältnis zwischen Steinthal und Harrwitz war.

Das briefliche Gegenstück zur Schüler-Lehrer-Korrespondenz zwischen Glogau und Steinthal bilden die wenigen, aber sehr ausführlichen Briefe Steinthals an seinen Lehrer Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855) aus den Jahren von 1852 bis 1855, den Jahren von Steinthals Auslandsaufenthalt.⁹² Der Vergleich mit der Glogau-Steinthal-Korrespondenz, der durch das Fehlen der Gegenbriefe Heyses zwar nur bedingt möglich ist, manifestiert doch deutlich den Unterschied zwischen den beiden Schülern. Steinthal schreibt einfacher, direkter, spontaner als Glogau, voller Ideen und Pläne, trotz der materiellen Not, die ihm gelegentlich Kummer bereitet. Der da erzählt, argumentiert und polemisiert, bittet und fragt, ist ein selbstbewußter junger Gelehrter, der vielleicht noch etwas unausgeglichen sein mag, der aber doch recht gut weiß, was er will, dem das Studieren und Arbeiten ein Vergnügen ist und der sich bei aller Bescheidenheit und Hochachtung vor dem Lehrer seiner eigenen Leistung bewußt wird. Mit seinem Brief aus dem fernen Paris vom 10. Januar 1855 an den todkranken Lehrer, dem er mit seiner Liebe, Verehrung, Kooperationsfreude und Hilfsbereitschaft Vertrauen zu den wenigen Kräften einflößen wollte, hat er der Nachwelt unbeabsichtigt ein Porträt von sich hinterlassen, wie es andere in dieser Wahrhaftigkeit kaum hätten geben können. Viermal setzt er neu an, und immer wieder versucht er Heyse (und sich selbst!) Mut zuzusprechen: „Aber haben Sie denn alles Vertrauen zu Ihrer ‚Zähigkeit‘ verloren? Ich glaube auch nicht an die Wunder Ihres neuen Doctors; aber ich glaube immer noch, daß Sie selbst ein Wunder thun könnten. Es ist mir außer

⁹¹ Steinthal war sich dessen wohl bewußt; so schrieb er am 17. Dezember 1854 nach einer kleinen Verstimmung an Julius Harrwitz: „Die Rücksicht auf Ihren Schwager [den Mitinhaber von Ferd. Dümmler’s Verlagsbuchhandlung, Julius Gossmann] begreife ich vollständig; und da er einmal so denkt, so können wir leicht unsere geschäftlichen Beziehungen und Verhandlungen von den freundschaftlichen Unterhaltungen trennen.“ (Nr. 263).

⁹² Die Originale von Steinthals Briefen an Carl Wilhelm Ludwig Heyse und an dessen Sohn Paul befinden sich im Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Heyses Antworten sind höchstwahrscheinlich verlorengegangen.

Zweifel, daß ein stark erregter Geist, ein fester Wille, zur Erreichung eines Zweckes noch leben zu wollen, die Lebenskraft in den Körpermassen festhält. Ich muß Sie noch einmal sprechen in diesem Leben; also müssen wir dieses Jahr noch zusammen leben.“ Und dann schildert er ihm, was er noch zu tun habe und wann er nach Berlin komme. Abends – sehr bezeichnend für Steinthal – schreibt er die erste Fortsetzung des begonnenen Briefes und teilt ihm die Gedanken mit, die ihn den ganzen Tag bewegt haben: „Sie müssen länger leben. Sind Sie denn nicht neugierig, was ich von China mitbringen werde? Ich verliere in Ihnen meinen einzigen Leser . . .“, und dann schreibt er über Heyses Position in der europäischen Sprachwissenschaft, so wie er sie als ihr Geschichtsschreiber einmal darstellen werde. „Wenn ich Ihnen nur ein wenig Hoffnung, Muth, Selbstvertrauen einflößen könnte!⁹³ Sie kommen spät; aber Sie mußten erst gekommen sein, um urtheilen zu können, ob zu spät . . . Suchen Sie mir zu Liebe erstlich noch zu arbeiten, zu vollenden, zu ordnen, was und so viel Sie können. *Mir* liegt daran, Sie zu haben.“ Daß ihm daran lag, hat Steinthal dann dadurch bewiesen, daß er nach dem Tode Carl Heyses am 25. November 1855 – er hatte ihn nicht mehr sehen können! – unter Hintanstellung seiner eigenen Arbeiten Heyses Hauptwerk „System der Sprachwissenschaft“ zum Druck vorbereitete. In einer Vorrede schilderte er den Weg des Gelehrten, der nach abgeschlossenem Universitätsstudium noch Philosophie bei Hegel und Sanskrit bei Franz Bopp gehört und nach einem dritten selbständigen Weg zwischen diesen beiden einflußreichen Schulen gesucht hatte. Es ist bezeichnend für Steinthal, daß er Heyses Buch auch und gerade den Gegnern der von Heyse verfolgten Richtung empfahl: „Kritische Naturen werden sich an dem ihnen hier gebotenen Gegensatz gern messen wollen und sich über sich selbst klarer werden.“⁹⁴

Zusammen mit den Briefen an den Vater Carl Heyse werden im zweiten Halbband auch Steinthals Briefe an dessen Sohn, den Romanisten und Schriftsteller Paul Heyse veröffentlicht. Merkwürdigerweise sind die Dokumente aus den 50er Jahren, der Zeit, in der sich zwischen Steinthal und Heyse Spannungen und Verstimmungen entwickelten, sehr viel interessanter als die der späteren Jahre, nachdem die Krise beseitigt war. In den 50er Jahren erwies sich Steinthal als ein zwar oft gereizter, aber kritischer Leser von Heyses Briefen und Büchern. Er erkannte unter dem Eindruck, daß seine Freundschaft von dem vielbewunderten und vielgeliebten Heyse nicht erwidert wurde, sehr viel

⁹³ Aus Steinthals Brief ist zu entnehmen, daß seine neuste Veröffentlichung „Grammatik, Logik und Psychologie . . .“ (Berlin 1855) Heyse entmutigt hatte.

⁹⁴ C. W. L. Heyse, System der Sprachwissenschaft, Berlin 1856, Vorrede des Herausgebers H. Steinthal, S. V.

schärfer als die meisten Zeitgenossen dessen persönliche Schwächen und die Schwächen der literarischen Produktion. Es lohnt sich noch heute, Heyses antikisierende Tragödie „Meleager“ (1854) zu lesen, um die berechtigten kritischen Einwände Steinthals in seinem langen Brief vom 25. Januar 1855 verfolgen zu können.⁹⁵ Diese ausführliche Kritik Steinthals liefert ein wichtiges Kapitel zur Geschichte der Auseinandersetzung mit der epigonalen Klassikerrezeption im 19. Jahrhundert.

Solange Steinthal Kritik übte, kämpfte er noch um die Freundschaft des andern. Später mündete diese Beziehung in konventionellere Bahnen, bis auf die Briefe, die existentielle Erfahrungen berührten: die Freundschaft zu dem verehrten Vater Carl Heyse und den Verlust der Kinder; denn die beiden Jugendfreunde erfuhren ein ähnlich schweres Schicksal, das sie trotz der räumlichen und gesellschaftlichen Entfernung weiterhin verband.⁹⁶ Steinthal hatte eine sehr enge Beziehung zu seinen Kindern gehabt und konnte nie ganz den Schmerz darüber verwinden, daß sie so früh hatten sterben müssen. In Geburt und Tod konnte er kaum mehr einen Sinn sehen. Das wirkte sich auf sein Interesse an der Sprachwissenschaft aus: Sie verlor für ihn an Gewicht und Relevanz. Er bekannte von da an öffentlich, daß er an einen persönlichen Gott nicht mehr glauben könne, daß er sich nun „eine gottlose und seelenlose Welt“ gestalte.⁹⁷ Diese Intensität seines Empfindens und die Konsequenzen, die persönliche Erfahrungen auf sein Denken und Arbeiten hatten, bezeugen auch die Briefe an den Jugendfreund Paul Heyse.⁹⁸

Deutscher und Jude

Steinthal war sich der beiden Pole seiner Existenz immer lebhaft bewußt, wobei er von beidem, von dem was deutsch und von dem was jüdisch sei, ein Idealbild in sich trug. Nur so sind die überhöhten, von der deutschen Aufklärung und Romantik gleichgewichtig geprägten Vorstellungen möglich, die er als Wunsch- und Zukunftsvisionen ständiger der Realität gegenüberstellte, so auch die Resignation und Verzweiflung, wenn Ideal und Realität weit auseinanderklafften. Bezeichnenderweise arbeitete er an Deutschlands Idealbild vor allem in seinen jungen

⁹⁵ Vgl. Steinthals Brief Nr. 275. Er ist ein typisches Beispiel dafür, wie brüsk und unverbindlich Steinthal seine Kritik aussprechen konnte, so daß man schon ein starker Charakter sein mußte, um das zu ertragen und daraus zu lernen: „Ich glaube nicht an die Realität des Spans, nicht an die Realität Althäa's und alles läßt mich kalt.“

⁹⁶ Steinthal hatte seine beiden ersten Kinder David und Agathe verloren, Paul Heyse die beiden Söhne Ernst und Wilfrid und die Tochter Marianne aus der zweiten Ehe.

⁹⁷ H. Steinthal an Gustav Glogau am 14. Januar 1876.

⁹⁸ Vgl. dazu die Briefe an Paul Heyse vom 22. April 1871 und vom 26. September 1873.

Jahren, in den Jahren der Restauration und zur Zeit seines Auslandsaufenthaltes, als ihn negative Erfahrungen in der Fremde und Heimweh immer wieder nach Deutschland schauen ließen.⁹⁹ Das Ideal jüdischer Aufklärung und Ethik malte er in dem Moment in den glühendsten Farben, als es ihm von außen durch den Antisemitismus und von innen durch die fortschreitende Gleichgültigkeit der Juden bedroht schien.¹⁰⁰ Allerdings machte er sich dabei nicht genügend klar, daß die Bindung an das Judentum notwendigerweise schwächer werden mußte, wenn die Säkularisierung in der Gesamtgesellschaft weiter fortschritt und der Antisemitismus sich in Grenzen hielt. Steinthal selbst war von den Folgen der gesellschaftlichen Emanzipation und der allgemeinen Loslösung von traditionellen Werten und Geboten nicht unberührt geblieben. In den Briefen an Lazarus und an den Bruder Hermann tauchen zwar immer wieder hebräische Wörter und Wunschformeln auf; der letzte Brief an Lazarus, ein kurzes Gratulationsschreiben zum Geburtstag im Jahre 1898, ist sogar ganz hebräisch geschrieben. Man darf das aber wohl nicht überbewerten: Es entspricht dem vertraulichen Ton, ist die Sprache der Familie. Im übrigen schrieb er am Schabbath seine Briefe und unternahm sogar eine Reise zu Glogau. In die Synagoge ging er nur noch an den hohen Feiertagen, und auch das gab er 1886 auf.

Wie weit dieser Prozeß der Loslösung auch von den Inhalten jüdischer Tradition schon fortgeschritten war, verrät seine Idealisierung der deutschen Sprache und Kultur. So hat er, gegen seine Intention und sein Bemühen um Objektivität, bei der Klassifikation der Sprachen die Kategorien und Begriffe der indogermanischen Sprachen als die vollkommensten angenommen und an ihnen die übrigen gemessen. Dabei kam er zu der rational ganz unbegründeten Schlußfolgerung, daß die Sanskrit-Sprachen „die Rosen unter den Sprachen“ seien.¹⁰¹ Und unter diesen erschien ihm wiederum die deutsche Sprache als die bisher vollkommenste, die den größten „inneren Reichtum“ habe, da sie sowohl „größere sinnliche Frische“ besitze als auch „geeigneter für die abstracte Speculation“ sei als die romanischen.¹⁰² Es ging ihm also nicht auf, daß er zum Ideal erhob, was ihm am vertrautesten war.

⁹⁹ Nur ein, wenn auch ein sehr bezeichnendes Beispiel dieser Idealisierung (von der das Negativbild Italiens nur die Kehrseite darstellt) ist der allerdings in unglücklicher Stimmung geschriebene Brief vom 2. Februar 1855 an Paul Heyse.

¹⁰⁰ Vgl. dazu vor allem die Aufsätze für die Allgemeine Zeitung des Judenthums und für Berliner Zeitungen, die zum großen Teil der folgende Sammelband enthält: „Über Juden und Judentum. Vorträge und Aufsätze. In der Reihe der Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“, hrsg. von Gustav Karpeles, Berlin 1906.

¹⁰¹ H. Steinthal, Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee, Berlin 1850, S. 91.

¹⁰² Vgl. dazu auch Bd. I, S. CXII f. (mit Anmerkungen).

Nicht anders verhielt er sich bei der bewundernswerten Leistung seiner Humboldt-Kommentare, die in dem großen Editionswerk „Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm’s von Humboldt, mit einer Allgemeinen Einleitung . . .“ (Berlin 1884) gipfelten.¹⁰³ Bis auf die Dissertation, in der Steinthal Humboldts Werke uneingeschränkt als „*verba divina*“ („göttliche Worte“) pries, hatte er sich in jedem Werk mit Humboldts sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen kritisch auseinandergesetzt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß Humboldt seinen eigenen methodischen Forderungen nicht ganz gerecht geworden sei, da zu oft das von ihm erarbeitete empirische Material nicht mit seinen theoretischen Prinzipien übereinstimme. Er „rekonstruierte“ deshalb eine Art „Ideal-Humboldt“, mit dessen Hilfe er Dunkelheiten und Unklarheiten aufzulösen und den Zusammenhang, das System herauszuarbeiten suchte, was Humboldt wegen der „Neuheit“ der Ideen noch nicht völlig gelungen sei.¹⁰⁴ Er selbst erklärte in seinem „Offenen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott“, daß er Humboldt „fortgesetzt“ und „begründet“ habe.¹⁰⁵

Einerseits hatte sich Steinthal mit dem Idealbild ein Instrument geschaffen, mit dem er messen und urteilen konnte; andererseits hinderte ihn sein Idealismus oft daran, Machtverhältnisse und deren Veränderung, politische Demagogie und handfeste Interessenpolitik zu durchschauen, wenn eine idealistisch-mythische Ideologie diese verklärte. So teilte er zwar Humboldts Verehrung für die menschliche Vielfalt, erlag aber doch der damals dominierenden Vorstellung vom einheitlichen deutschen „Volkgeist“, der seiner äußeren Verkörperung in einem Einheitsstaat unter preußisch-protestantischer Führung harre. Seit den Befreiungskriegen, verstärkt in den 30er, 40er Jahren, hatten preußische Institutionen, preußische Informationsorgane und Persönlichkeiten in einflußreicher Position in Deutschland eine ideologische Einheit zu schaffen gesucht. Historische Gedenkfeiern, wie 1842 das Dombaufest zu Köln, die Stilisierung einer legendären Gestalt wie die des Cheruskers Hermann zum deutschen Freiheitshelden und vor allem die Aufwertung Martin Luthers zum Wegbereiter der deutschen Nation wurden bewußt als politische Mittel zur Einigung der 39 Bundesstaaten eingesetzt, die keineswegs homogen waren und die keineswegs alle an einer politischen Einigung, d. h. an der Aufgabe ihrer Partikularinteressen, interessiert waren. Daß diese Beschwörung der Vergangenheit auch auf die jüdi-

¹⁰³ H. Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm’s von Humboldt, mit einer Allgemeinen Einleitung, der Abhandlung „Der Styl Humboldts“ und mit Einführungen und Erklärungen des Herausgebers zu den einzelnen Schriften Humboldts, Berlin 1884.

¹⁰⁴ Vgl. besonders H. Steinthal, Die Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldt’s und die Hegel’sche Philosophie, Berlin 1848, S. 30f.

¹⁰⁵ H. Steinthal, Offenes Sendschreiben an Herrn Professor Pott, Berlin 1852, S. 3–5.

sche, bisher rechtlich und gesellschaftlich benachteiligte Minorität eine integrative Wirkung hatte, belegt Steinthals Reaktion auf den Plan Paul Heyses, ein Drama über Otto III. zu schreiben. Steinthal erfaßte sofort den Gedanken der Reichseinheit, der Paul Heyse an dem Plan faszinierte, und schrieb am Rosenmontag 1855 in seiner eingehenden Antwort: „. . . Wäre Deutschland, wie es sein sollte, so würde man in jeder wohlhabenden Stadt auf dem Marktplatz die vier Bildsäulen Hermans (sic!), Luthers, Lessings und Steins sehen.“¹⁰⁶ Belege für den Wechsel von Idealisierung und – unvermeidlicher – Enttäuschung bzw. bitterer Kritik der Deutschen finden sich besonders zahlreich in den Briefen an Julius Harrwitz und Paul Heyse aus den 50er Jahren.

Seiner Schwägerin Sarah Lazarus erzählte Steinthal in einem Brief „am ersten Weihnachtstage 1860“ ein köstliches Beispiel der „Assimilation“ an nichtjüdische Wertvorstellungen, von der dreifachen Versammlung deutscher „Größe“ bei der Namensgebung im Hause des Verlegers Julius Harrwitz: „Der deutsche Name des Kleinen stand schon fest, nur den hebräischen sollte ich bestimmen [. . .] Der Knabe heißt: Maximilian (Kaiser von Deutschland) Albrecht (Dürer, sein Zeitgenosse) Wilibald (Pirkheimer, sein Rath). Da haben Sie ihn ganz – ich meine den Namen des Kindes, aber auch den Vater. Nun der hebräische Name. Er wollte einen kriegerischen aus der Bibel, oder wie haben die Makkabäer geheißen? Ich sagte, die berühmtesten wären Judas und Simon gewesen. Er aber meinte, ich nannte ihm wohl nur Namen, von denen ich wüßte, daß sie ihm mißfallen würden. Also einen Namen aus der Bibel. Ich muß gestehen, daß mir die Namen der Propheten geläufiger sind, als die der biblischen Feldherren. [. . .] Als ich aber sagte: oder Gideon, da rief er erfreut aus: ‚Schwert Gideons! Das habe ich noch behalten. Gideon soll er heißen.‘“¹⁰⁷ Das sind nur zwei signifikante Beispiele für das, was wir im allgemeinen mit dem am wenigsten problematischen Begriff der „Akkulturation“ bezeichnen.

Mindestens ebenso aufschlußreich für das hohe Ausmaß der „Akkulturation“ sind all die Briefe, die Steinthal an Gustav Glogau, an Carl Heyse, Bernhard Jülg und Albrecht Weber schrieb. Sie alle führten eine sehr ähnliche Existenz, die bestimmt war von der sozialen Schicht, zu der sie gehörten, von ihrem Beruf als Gelehrte und Universitätslehrer, von der Kleinfamilie, die in diesen Kreisen bereits dominierte, und vom städtischen Lebensstil, der Wohnung, Kleidung und Nahrungskonsum schon weitgehend uniformierte. Lebte man – wie Steinthal und viele zeitgenössische Wissenschaftler – in einem relativ kleinen und homoge-

¹⁰⁶ Vgl. Brief Nr. 277.

¹⁰⁷ Max Harrwitz (1860–1942/43), später Antiquar in Berlin, starb im Konzentrationslager Theresienstadt.

nen Kreis wohlgesinnter Freunde, in dem die wissenschaftlichen Qualitäten eine beherrschende Rolle spielten, so fiel es einigermaßen leicht, eine innere Sicherheit zu gewinnen und vereinzelte unangenehme Erfahrungen – Machtkämpfe in der Universität, Antisemitismus u. a. – abzuwehren oder zumindest die wissenschaftliche Arbeit davon freizuhalten. Im Unterschied zu Lazarus, der aus dieser scheinbar sich selbst genügenden Existenz herausstrebte und ständig um einen höheren Lebensstandard kämpfen mußte, konnte Steinthal es sich „leisten“, eine „Ethik“ zu schreiben, die „aus allem Berliner Wirrwarr herausgehoben“ war, „gerade so, wie ich sie haben kann“ (Brief Nr. 137 und 139), obwohl den schlecht bezahlten Extraordinarius die Ausfälle durch Krankheit empfindlich trafen und seine Abhängigkeit spüren ließen. Auch der menschenfreundliche Sozialismus-Exkurs seiner „Ethik“ war aus dem „Berliner Wirrwarr“ (der Parteienkämpfe, des Sozialistengesetzes) herausgehoben. Diese idealistische und individualistische Sicht hat wahrscheinlich am ehesten in Universitätskreisen Resonanz gefunden, in dem Milieu, in dem sie entstanden ist.

Steinthals Korrespondenz mit wissenschaftlichen Kollegen macht deutlich, wie sehr deutsche – jüdische und nichtjüdische – Gelehrte noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, ungeachtet einer veränderten Realität, von den Gedanken und Wertmaßstäben der deutschen Klassiker bestimmt wurden; verglichen mit Vertretern anderer sozialer Schichten und anderer Nationen, waren sie sich viel ähnlicher, als ihre verschiedenen Temperamente und wissenschaftlichen Dispute sie zunächst erscheinen lassen.

Dank seiner Bescheidenheit, Zurückgezogenheit und Konzentration auf die geistigen Interessen blieb Steinthal in seiner idealistischen Haltung glaubwürdig. Ich habe daher auch nirgends ein Urteil gefunden, das an seiner Aufrichtigkeit, an seiner Unvoreingenommenheit und Weltoffenheit einen Zweifel zum Ausdruck gebracht hätte. Was ihn von seiner Jugend an bis ins Alter – trotz aller Kritik im einzelnen – an Wilhelm von Humboldt anzog, war dessen Humanität, d. h. die Ehrfurcht vor der Würde des Menschen als solchen, des Menschen schlechthin¹⁰⁸. Diese Gesinnung habe Humboldt auch zum großen Sprachforscher gemacht. Das könnte man auch auf Steinthal anwenden; auch für ihn gab es keine Trennung zwischen Wissenschaft und Leben: Das Interesse am Menschen schlechthin, die Gesinnung der Humanität beflügelte seine Arbeit und bestärkte ihn darin, daß Teilnahme, Gespräch und Auseinandersetzung ihm die Menschen näherbringe. Er

¹⁰⁸ H. Steinthal, Gedächtnisrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage, Sonnabend, den 22. Juni 1867, Berlin 1867, S. 17.

sprach einmal in einem Brief an Gustav Glogau darüber, ganz schlicht und unprätentiös, und nichts charakterisiert den Menschen und Gelehrten Steinthal so gut wie dieses persönliche Bekenntnis: „Das Schicksal hat mich geschmiedet, Freundschaft und Liebe halten mich weich, Wissenschaft gibt mir Elasticität.“¹⁰⁹

2. Briefe von Moritz Lazarus an verschiedene Adressaten

Der Völkerpsychologe und Philosoph Moritz Lazarus (1824–1903) war zeit seines Lebens ein fleißiger Briefschreiber gewesen. Alte und neue Freunde, die fern von Berlin wohnten, suchten immer wieder seinen Kontakt, seinen Rat und seine Hilfe; auch Wissenschaftler, Repräsentanten jüdischer Organisationen, Redakteure von Zeitschriften und Zeitungen und vor allem Schriftsteller schrieben ihm, um ihn als Kollegen, als Redner, Organisator und Publizisten zu gewinnen, als Lektor und Kritiker für ihre Sache zu interessieren. Das kam Lazarus' Bedürfnis entgegen: Trotz seiner schnellen und glänzenden Karriere vom Talmudschüler in Filehne (Posen) bis zum Universitätsprofessor und -rektor in der schweizerischen Hauptstadt Bern, trotz seiner Begabung zu öffentlicher Rede, seiner organisatorischen Fähigkeiten und eines gewinnenden Naturells besaß er nicht die geistige Unabhängigkeit und innere Sicherheit seines Freundes und Schwagers Heymann Steinthal, der zeitlebens im Schatten dieses mit Ehrenämtern überhäuften Gelehrten stand. Auch nach dem Tode der beiden Völkerpsychologen wurde weit häufiger des brillanten Redners und des erfolgreichen Popularisators ihrer Ideen gedacht als des stillen Gelehrten Steinthal.

Lazarus' Bedürfnis nach Freundschaft, nach vielseitiger Inanspruchnahme und Anerkennung, auch seine Angst, sich dem andern durch Offenheit und private Mitteilungen preiszugeben, haben ihre Wurzeln sicher in frühkindlichen Erfahrungen, zu denen wohl auch die jüdische Herkunft und der bescheidene Lebensstil seines Zuhause gehören mögen, und in dem raschen Aufstieg in das wohlhabende Großbürgertum. Schon in den im ersten Band veröffentlichten Jugendbriefen spiegeln sich der Ehrgeiz und die Sehnsucht nach öffentlicher Anerkennung; nur zu gern übernahm er bis ins Alter die Rolle des Beraters und Beichtvaters,¹¹⁰ des Anregers und Vermittlers,¹¹¹ des Vormunds und Vermögensverwalters.¹¹² Je bekannter Lazarus jedoch wurde, desto weniger war er dieser Rolle noch gewachsen. Da er ein gesuchter

¹⁰⁹ Brief vom 7. Juni 1880, Nr. 66.

¹¹⁰ Zum Beispiel für Karl Emil Franzos.

¹¹¹ Bei Otto Braun, Georg Ebers, Gustav Glogau u. a.

¹¹² Für die Kinder von J. N. Czermak, für Paul Heyse.

Redner war, Universitätsverpflichtungen und zahlreiche Ehrenämter in jüdischen und nichtjüdischen Organisationen innehatte, Mitglied des deutschen Schriftstellerverbandes und mehrerer literarischer oder nur geselliger Zirkel war,¹¹³ wissenschaftliche Institutionen und Gesellschaften mitbegründete und förderte und überdies noch einen großen Teil seiner Zeit den Bauvorhaben in Leipzig widmete, ist es ohnehin erstaunlich, wie er trotz dieser mannigfaltigen Verpflichtungen so viel veröffentlichten und eine so umfangreiche Korrespondenz bewältigen konnte. Dem heutigen Betrachter erscheint es daher fast unausweichlich, daß viele Anfragen, Bücherzusendungen und ratsuchende Briefe nur oberflächlich von Lazarus beantwortet wurden. Da schon ein umfangreicher Briefband und mehrere Veröffentlichungen von und über Lazarus mit Briefauszügen existieren,¹¹⁴ wurden Briefe, die sich auf konventionelle Freundlichkeiten beschränken, die erbetene Urteile über Personen und Bücher auf persönliche Begegnungen oder einen späteren Brief verschieben, die weder durch den Adressaten noch durch den Inhalt eine Information vermitteln oder deren möglicherweise aufschlußreiche Anspielung nicht zu entschlüsseln war, nicht in diese Auswahl aufgenommen.¹¹⁵

Mehr als im ersten Band, in dem vor allem der Wissenschaftler und der Repräsentant jüdischer Organisationen vorgestellt wurde, sollen im zweiten Halbband Lazarus' Briefe an zeitgenössische Schriftsteller dessen intensives Interesse an der „schönen Literatur“ bezeugen. Er war selbst nicht nur ein großer Leser, griff zuweilen sogar in noch unge-

¹¹³ Vgl. dazu Bd. I, S. XXXIIff. und auch Brief Nr. 44.

¹¹⁴ Ludwig Stein, Moritz Lazarus, in: Biographisches Jahrbuch, Bd. 8, Berlin 1905; Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht, Berlin 1906; Nahida Lazarus, Ein deutscher Professor in der Schweiz, Berlin 1910; Aus meiner Jugend – Autobiographie von Moritz Lazarus, hrsg. von Nahida Lazarus, Frankfurt a. M. 1913. Vgl. auch Alfred Leicht, Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie, Leipzig 1904, und ders., Lazarus – Gedenkschrift zum 100. Geburtstag des Begründers der Völkerpsychologie, Frankfurt a. M. 1924.

¹¹⁵ Dazu zählen u. a. ein Brief an den Schweizer Philologen Adolf Frey, der sich im Besitz der Zentralbibliothek Zürich befindet, Briefe an die Schriftsteller Emil Kuh, Eduard von Bauernfeld, Johannes Nordmann, den damaligen Präsidenten der Schriftstellervereinigung „Concordia“, und an den Philosophieprofessor Friedrich Jodl, die sich in der Handschriftensammlung der Wiener Stadtbibliothek befinden, weitere Briefe an den Ägyptologen und Romanschriftsteller Georg Moritz Ebers aus dem Ebers-Nachlaß in der Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin, dreizehn weitere kurze Briefe an den vielseitigen Publizisten, Theaterdramaturgen und -kritiker Paul Lindau, die sich zusammen mit dem Manuskript „Carnaval“ im Besitz des Leo Baeck Institute, New York, befinden, und einige Briefe an den Schriftsteller Karl Eggers in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel. Einige Briefe von M. Lazarus an Ignaz Goldziher aus den Jahren 1886 bis 1893, deren Kopien sich im Besitz des Leo Baeck Institute, New York, befinden, wären nur für eine Untersuchung über die Berufungspolitik der Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums in Berlin von Interesse.

druckte Arbeiten kritisch und anregend ein,¹¹⁶ sondern er empfand als Publizist vielleicht sogar eine größere Neigung und Nähe zur fiktiven Literatur als zur Wissenschaft. Er interessierte sich lebhaft für die Produktivität und die Produktion der Phantasie, und er sprach und schrieb dann so darüber, daß seine Hörer und Leser etwas von dem Funken zu ahnen begannen, mit dem der Poet sein meist empirisches Material neu aufleuchten läßt. Vielleicht wäre er lieber ein „Dichter“ gewesen als ein Wissenschaftler; mag sein, daß seine mitreißende Wirkung als Redner ihm diese verschlossene Laufbahn oft wünschenswert erscheinen ließ. Das sind jedoch nur Vermutungen; belegbar sind nur die vielen, immer wieder neu aufgenommenen und aufmerksam gepflegten Beziehungen zu Schriftstellern und zur Literatur seiner Zeit, die er zumindest als fruchtbares Betätigungsfeld für den Psychologen und Völkerpsychologen betrachtete.¹¹⁷

Erwähnt werden müssen in diesem Zusammenhang noch die Briefe von Moritz Lazarus an den dänischen Literaturhistoriker und Literaturkritiker Georg Brandes (1842–1927), der mit Paul Heyse eng befreundet war und durch diesen auch in nähere Beziehungen zu Moritz Lazarus trat. Wegen seiner radikalen, realismusfreundlichen Anschauungen erhielt Brandes 1872 nicht den freigewordenen Lehrstuhl für Ästhetik an der Universität Kopenhagen. Zu dem ständigen politischen Ärger kamen 1874 noch persönliche Schwierigkeiten, die seine beabsichtigte – und 1876 schließlich erfolgte – Heirat mit Juliane L. H. Strodtmann erschwerten. Moritz Lazarus betätigte sich auch da als hilfreicher Ratgeber und Vermittler. Der Inhalt von Lazarus' Briefen¹¹⁸ und Brandes' berufliche Probleme wurden schon 1906 in Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen¹¹⁹ und in Arnold Tänzers Aufsatz „Georg Brandes' Ringen um eine Professur“¹²⁰ bekannt gemacht und sind deshalb nicht in diese Edition aufgenommen worden.¹²¹

Das letzte, trotz der Kürzungen noch umfangreiche Konvolut des zweiten Halbbandes ist so ausführlich kommentiert und dokumentiert worden, daß hier auf den Inhalt nicht im einzelnen eingegangen werden

¹¹⁶ Vgl. Lazarus Brief an Paul Heyse vom 14. Juni 1872 und vom 22. Januar 1873: Lazarus hatte Heyse Korrekturvorschläge für dessen Roman „Kinder der Welt“ gemacht, die Heyse weitgehend beherzigte.

¹¹⁷ Vgl. zum Beispiel Bd. I, Nr. 58.

¹¹⁸ Die Briefe von Lazarus an Brandes befinden sich im Brandes-Archiv der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen.

¹¹⁹ AaO, S. 144–146 und S. 395 f.

¹²⁰ A. Tänzer, Georg Brandes' Ringen um eine Professur, in: Preußische Jahrbücher, Bd. 220 (1930), Heft 2, S. 129–136.

¹²¹ Die sehr viel interessanteren, sehr privaten Gegenbriefe von Georg Brandes aus den Jahren 1874–1876 befinden sich in Abschriften von A. Tänzer im Leo Baeck Institute, New York.

muß. Es enthält in der Mehrzahl Briefe von Moritz Lazarus an Paul Heyse und erschließt Interessen und Aktivitäten von Lazarus, die sowohl die Persönlichkeit als auch den Gelehrten von einer neuen Seite zeigen.¹²² Moritz Lazarus hatte seit den 70er Jahren in größerem Umfang Hausbesitz in Leipzig erworben und auf die damals zu erwartende beträchtliche Wertsteigerung dieses Besitzes spekuliert. Er war nicht der einzige, der in den Gründerjahren an die Krisenfestigkeit von Haus- und Grundbesitz glaubte. Wie viele hatte auch er sich darin getäuscht und, verführt von den sich bietenden Möglichkeiten, immer mehr Häuser erworben, ohne das nötige Betriebskapital flüssig zu haben oder sonstige Werte zu besitzen, die er im Fall der Krise hätte realisieren können. Im Gegenteil: Er vergrößerte seinen Besitz an großen Miethäusern im Zentrum Leipzigs mit dem nicht geringen Vermögen von Paul Heyse, mit dem kleinen Kapital, das die Witwe des Schriftstellers Hermann Kurz dem befreundeten Paul Heyse zur Verwaltung übergeben hatte, mit Mündelgeldern, wahrscheinlich auch mit dem Vermögen des Jugendfreundes Eduard Reese.¹²³ Das ganze Ausmaß der Abhängigkeit von privaten Geldgebern ist nicht mehr zu rekonstruieren.

Bei dieser Tätigkeit erwies sich Lazarus als ein an praktischen Einzelheiten sehr interessierter und begabter Unterhändler; er hatte selbst in seiner Jugend eine kaufmännische Lehre absolviert und besaß auch gute juristische Kenntnisse; für die Kleinarbeit hatte er allerdings einen Buchhalter, A. Roch, engagiert, mit dem er zunächst in den 60er Jahren nur den Besitz der Geschwister Lebenheim in Leipzig verwaltete.

Lazarus war sehr ehrgeizig, und er wußte, daß Arme selten zu Lebzeiten Ansehen gewinnen, arme Juden schon gar nicht. Als Junge hatte er die Armut selbst erfahren.¹²⁴ Nachdem er durch seine Frau, Sarah Lebenheim, und deren Geschwister wohlhabend geworden war, wollte er mit den Pfunden wuchern, die ihm anvertraut waren, nicht nur, um ein großes geselliges Haus zu führen, sondern auch um schenken zu können, öffentliche und private Einrichtungen zu unterstützen und seinen Geschwistern eine ordentliche Mitgift zu verschaf-

¹²² Selbstverständlich sind in diese Auswahl auch Briefe aufgenommen worden, die nicht „geschäftlich“, aber charakteristisch für Lazarus' Verhalten und Interessen sind.

¹²³ So schrieb Theodor Fontane am 6. April 1897 an Georg Friedlaender: „. . . Sie wissen, wie sehr ich an diesem [= Lazarus] gegangen, wie große Stücke ich von ihm gehalten habe. Das ist nun alles hin; was ich seit der Heyse-Affaire, von der ich Ihnen wohl erzählt, immer gefürchtet habe, das hat sich nun grausam bestätigt und zwar durch Mittheilungen des alten Obersten Reese, der durch 50 Jahre hin Lazarus intimster Freund gewesen ist.“ Dazu heißt es in einer Anmerkung von Fontane selbst: „Reese's Mittheilungen beziehen sich aber nicht auf Heyse, sondern auf viel Grauslicheres, was er *selber* mit Lazarus erlebt hat.“ (Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender, hrsg. und erläutert von Kurt Schreinert, Heidelberg 1954, S. 312.)

¹²⁴ Vgl. Bd. I, S. XVlf. und Anm. 11.

fen.¹²⁵ Steinthal hätte in den ersten Ehejahren nicht ohne Lazarus' Hilfe existieren können,¹²⁶ und er war nicht der einzige Freund, der von Lazarus' Wohlhabenheit und Gastfreundschaft profitierte. Man muß das zu seinen Gunsten anführen.

Lazarus hingegen hatte 1872, weil er Jude war, seine Dozentur an der Berliner Militärakademie verloren. 1873 erhielt er dann zwar die Ehre, an der Universität Berlin Vorlesungen halten zu dürfen, aber diese Lehrtätigkeit wurde nicht bezahlt.¹²⁷ Er zog aus dieser Benachteiligung nur die verständlichen Konsequenzen, allerdings bis an die Grenzen der Legalität.¹²⁸ Am Ende seines Lebens stand er vor einem Scherbenhaufen: Er hatte die Freundschaft Paul Heyses und das Vertrauen Eduard Reses und Theodor Fontanes verloren. Wahrscheinlich waren sogar noch mehr Menschen betroffen. Überdies brachte er mit seinem Spekulationsfieber die eigene jüdische Gemeinde in Schwierigkeiten.

Bisher ist in den Ausgaben von Theodor Fontanes Briefen nur von „Geldmanipulationen“ die Rede gewesen. Man erschloß diese Ursache, die zum Abbruch aller freundschaftlichen Beziehungen zu Lazarus geführt hatte, offensichtlich aus brieflichen Andeutungen. So schrieb Paul Heyse am 5. Dezember 1887 an Ernst Wichert: „Ein anderer Freund dagegen ist für mich verloren – Lazarus. Ich bin in meinem unbegrenzten Vertrauen zu ihm so traurig getäuscht worden, daß ich nie mehr ein Wort an ihn richten werde, und leider stehe ich in dieser veränderten Stimmung nicht allein ihm gegenüber. . . . Die auri sacra fames oder vielmehr die schwindelhafte Unternehmungslust hat ihn so weit gebracht, daß er allen Kredit verloren, alle Ehrenstellen in seiner Gemeinde eingebüßt hat. Ich kann nur in tiefer Trauer an ihn denken.“¹²⁹ Nahida Lazarus hatte über den Abbruch der langjährigen Freundschaft zwischen Heyse und Lazarus den Schleier der Beschönigung und der Selbstbemitleidung gelegt.¹³⁰ Wahrscheinlich hatte sie – oder vorher schon Lazarus – entscheidende Briefe von Paul Heyse verbrannt, mögli-

¹²⁵ Vgl. den Brief von Moritz Lazarus an Paul Heyse vom 6. November 1884.

¹²⁶ Vgl. dazu das Schuldversprechen im Anhang des zweiten Halbbandes.

¹²⁷ Man nannte das dann „ordentliche Honorarprofessur“. Siehe dazu Bd. I, aaO, S. XL.

¹²⁸ Vgl. dazu den Brief von Gustav Getz an Paul Heyse vom 8. Februar 1886.

¹²⁹ Der Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse – 1850–1897, hrsg. von Erich Petzet, Berlin 1929, S. 257f. Unverändert aufgenommen in: Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane, und Paul Heyse, hrsg. von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1972, S. 525.

¹³⁰ Vgl. dazu Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 104: „Als er [= Lazarus] auf dem sonnenabgekehrten Abhang tiefen Leidens in Meran dem langsamen Ende entgegen sah und wußte, daß der Freund auf dem nahen Schloß Labers weilte, wartete er auf ihn. Aber er kam nicht . . . [. . .] Ihm ist nicht geworden, was er ersahnte: die Weihe und Wonne der Versöhnung.“

cherweise auch Briefe von Gustav Getz und J. R. Fuld und damals noch vorhandene Bilanzen. Aus Lazarus' Briefen an Paul Heyse, die sich im Paul-Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek in München befinden, vor allem aber aus den hier im Anschluß an Lazarus' Briefe veröffentlichten Schreiben der Frankfurter Rechtsanwälte Gustav Getz und J. R. Fuld,¹³¹ die seit 1886 die gesamte Korrespondenz von Paul Heyse mit Moritz Lazarus übernommen hatten, läßt sich der Tatbestand jedoch rekonstruieren, jedenfalls soweit es das Vermögen von Paul Heyse betraf. Aufschluß gaben auch die Nachforschungen, die das Stadtarchiv Leipzig auf meine Anfrage hin über den Grundbesitz von Moritz Lazarus und den Geschwistern Lebenheim anstellte. So konnte endlich eine Situation aufgeklärt werden, die bisher Anlaß zu Spekulationen und Andeutungen gab und vielleicht auch die besonders heftige Reaktion in der jüdischen Gemeinde Berlins erklärt, die sich nach den Kartellwahlen 1887 fast ausschließlich gegen Lazarus richtete, obwohl dieser ja nicht als einziger öffentlich für den „reichstreuen“ und antisemitischen Abgeordneten, den nationalliberalen Rechtsanwalt Waldemar Wolff, eingetreten war.¹³²

Auf die Feindseligkeiten, die nach den Kartellwahlen 1887 in den jüdischen Zeitungen vor allem gegen Lazarus geäußert wurden, möchte ich noch kurz eingehen. Aus einem Brief von Gustav Getz, den er am 28. Juli 1886 an Paul Heyse schrieb, ist zu erfahren, daß „Ende des letzten Winters“, also zu Beginn des Jahres 1886, in der jüdischen Gemeinde Berlins für Lazarus Geld gesammelt worden war. Da der Gewährsmann dieser Nachricht, der Rechtsanwalt J. R. Fuld, guten Kontakt zu Lazarus' Gläubigern in Berlin hatte, besteht kein Anlaß, an dieser Mitteilung zu zweifeln.¹³³

Für die Richtigkeit der Vermutung, daß ein Zusammenhang bestand zwischen den Geldspenden für Lazarus und dem politisch motivierten Unwillen innerhalb der jüdischen Gemeinde ungefähr ein Jahr später, sprechen zwei Tatsachen:

1. Die öffentlichen Artikel in den jüdischen Zeitungen wandten sich in unvergleichlich größerem Ausmaß gegen Lazarus als gegen Levin Goldschmidt und beschränkten sich keineswegs auf die politische Argu-

¹³¹ Sie befinden sich ebenfalls im Paul-Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Interessant in diesem Zusammenhang sind auch die Nachlaßakte Louis Saaling (Heyses Onkel), die sich heute im Stadtarchiv Frankfurt am Main befindet, und die Nachlaßakte Paul Heyse im Staatsarchiv München.

¹³² Bd. I, aaO, S. LXXIII und Anm. 245. – Vgl. dazu auch Jacob Toury, Jüdische Parteigänger des Antisemitismus, in: Bulletin des Leo Baeck Instituts, 4. Jg. (1961), Nr. 16, bes. S. 325 ff., und ders., Die politischen Orientierungen der Juden in Deutschland – Von Jena bis Weimar (Schriftenreihe wissenschaftl. Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Nr. 15), Tübingen 1966, bes. S. 177 ff.

¹³³ Gustav Getz berichtete darüber am 28. Juli 1886 an Paul Heyse.

mentation, sondern sind scharfe und verletzende Angriffe auf Lazarus' Persönlichkeit. So wurde in der von Moritz Rahmer herausgegebenen „Israelitischen Wochenschrift“ vom 26. August 1887 (Nr. 35) die „Selbstgefälligkeit“ von Moritz Lazarus getadelt, der selbst auf seine schönen Hände stolz sei, und – etwas sachlicher –, daß er es jedem recht machen wolle. Lazarus „ist gern das schöne und wohlklingende Organ der Meinung, die populär ist“. Die Begründung: Als Michael Sachs noch lebte, habe sich Lazarus diesem streng-konservativen Mann angeschlossen; als die Reformer Oberhand gewannen, sei er Herold der Reform geworden. Auf die nachträglichen Anmerkungen, die Lazarus der gedruckten Rede zur Verteidigung seiner Stellungnahme zugunsten der reichstreuen Parteien beigab, antwortete scharf der Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums“, Ludwig Philippson:¹³⁴

„Daß er als Nationalliberaler stimmte und agitirte, war seine persönliche Freiheit und Niemand konnte ihm daraus einen Vorwurf machen. Aber dieselbe Freiheit muß er auch anderen zugestehen, es verwerflich zu finden, einen Aufruf zu Gunsten eines entschiedenen Antisemiten zu unterschreiben und die deutschen Juden aufzufordern, Antisemiten zu wählen, sobald sie der Cartellpartei angehören. Und da auch wir uns dies erlaubten, schlägt er einen unerhört bitteren Ton gegen uns an. Er erklärt dies als aus ‚Rachsucht und Eitelkeit‘ geschehen. Wohl, wir fordern Jedermann auf, uns aus unserem langen Leben auch nur eine That der Rachsucht nachzuweisen. Eitelkeit! Wir leben seit 25 Jahren in engster Zurückgezogenheit, in der Familie und im kleinen Freundeskreise; wir haben uns niemals vor- und eingedrängt, niemals nach Ehrenämtern gestrebt, sind niemals umhergereist, uns Ovationen bereiten zu lassen, wir drängten uns niemals in die Öffentlichkeit und haben vielfache Gelegenheiten hierzu unbeachtet gelassen, seit 15 Jahren wohnten wir keiner öffentlichen Versammlung bei und hielten keine öffentlichen Reden – wo liegt da Eitelkeit bethätigt?! Was wählt nun Lazarus, um uns mit Schmähungen zu überhäufen? Es war in Berlin unter Lazarus ein Comité zum Kampfe gegen den Antisemitismus zusammengetreten. Es bestand mehrere Jahre und gab kein einziges Lebenszeichen von sich. Da beschlossen wir, da der Antisemitismus immer stärker und erfolgreicher auftrat, eine Versammlung von Delegirten jüdischer Gemeinden nach Berlin zu berufen, denen wir eine Reihe von Vorschlägen zu gemeinsamer Thätigkeit gegen den Antisemitismus unterbreiten wollten, und baten zum Locale die ‚Gesellschaft

¹³⁴ Im Zusammenhang mit einer Rezension von Lazarus' Buch „Treu und Frei – Über Juden und Judenthum“, Leipzig 1887. Lazarus hatte in der Anmerkung zu S. 131 (auf S. 318) zwar ohne Namensnennung gegen Philippson polemisiert, aber doch so, daß zumindest die prominenten Vertreter der jüdischen Gemeinde in Berlin wußten, wer gemeint war.

der Freunde', der wir seit 1839 angehören, um ihren Saal. Aber die Herren Berliner wollten nichts davon wissen; sie telegraphirten nach allen Gegenden, daß Niemand kommen solle, und versagten uns das Local. Dies sind Thatsachen, und Lazarus hätte dieselben widerlegen sollen. Statt dessen wirft er uns Eitelkeit, Thorheit vor, nennt uns einen alten Mann [. . .] Nein Herr Lazarus, mit diesem knabenhaften Geifer haben Sie sich nur selbst blamirt und erwiesen, daß Rachsucht und Eitelkeit Eigenschaften sind, deren Sie sich nicht entkleiden können. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß man das Thun anderer Menschen aus seinem eigenen Seelenzustande heraus beurtheilt und ihnen Eigenschaften andichtet, die man selbst in reichem Maße besitzt. Doch genug, entfernen wir uns aus dieser ungesunden Atmosphäre."¹³⁵

2. In einem Brief an seinen Bruder Hermann Steinthal und dessen Frau vom 6. März 1887 antwortete Heymann Steinthal auf die Vorwürfe und die allgemeine Erregung, die Lazarus' Verhalten hervorgerufen hatte: „So wie man sagt: ‚Seinem Collegen G[oldschmidt] nimmt es keiner übel‘, so gesteht man zu, daß man, die Sache an sich genommen, auch ihm, Lazarus, nichts übel nehmen dürfte.“ Auch er bemerkte, daß der Zorn kaum Goldschmidt, sondern vor allem dem heftig umstrittenen Schwager galt, den er dann verteidigte, obwohl er den Aufruf der „Reichstreuen Parteien“ im Sprechzimmer der Universität nicht unterschrieben hatte. Der Feststellung folgt im Brief die merkwürdige Andeutung der materiell schlechteren Situation: „Daß L[azarus] anders, schlechter, situirt ist, kann für sein Betragen nicht in Betracht kommen“ – eine Bemerkung, die bei einer so angesehenen Persönlichkeit ganz abwegig wäre, wäre nicht, so könnte man vermuten, die Spendenaktion noch in wacher Erinnerung, die ja unternommen wurde, um den ständig lauern den Antisemiten keinen Anlaß zu hämischen Schmähungen zu geben. Diese blieben dann in diesem Fall auch nur auf private Äußerungen beschränkt. Nur ist zu fragen, ob der bitterböse Antisemitismus eines Fontane nicht letztlich eine breitere und länger wirkende Resonanz erlebte als die der Tagespublizisten Glagau und Stöcker. „Die Juden bringen es fertig“, so schrieb Fontane in dem erwähnten Brief an Friedlaender, „im höchsten Maße feingeistig, auch wirklich *ehrlich* mit idealen Dingen beschäftigt zu sein, allerlei Gutes zu thun, zu geben und zu helfen und dabei ständig zu mogeln oder auch direkt zu betrügen, immer mit einem herrnverklärten oder rabbinerhaft feierlichen Gesicht

¹³⁵ Allgemeine Zeitung des Judenthums vom 4. August 1887, Nr. 31. – Der Sturm hat sich dann offenbar in den folgenden Jahren wieder gelegt. Jedenfalls meldete die Allg. Zeitung des Judenthums am 21. Sept. 1894, Nr. 38, daß der Vorstand und die Repräsentanten der jüdischen Gemeinde Berlin M. Lazarus zum 70. Geburtstag am 15. Sept. 1894 ein Gratulationsschreiben geschickt und ihm fortan ein jährliches Ehrengeld angeboten hätten.

und immer durchdrungen von dem Gefühl, was ganz Besonders und ein Liebling Jehovas zu sein'.¹³⁶

Warum nur „die Juden“? Hatte nicht zum Beispiel Heinrich Quistorp in viel größeren Ausmaßen spekuliert und Berlin-Westend in ein großes Bauterrain verwandelt? Oder der Rittergutsbesitzer von Carstenn in Lichterfelde? Interessierten sich nicht alle, Adel und Bürgertum, für günstige Geldanlagen, für Eisenbahnaktien zum Beispiel? Auch die Professoren? Hatten nicht fast alle Vertreter des Bildungsbürgertums auf die philosophische Strömung des Materialismus herabgesehen, diese in einem vulgären Sinn interpretiert und als Lebensstil geschmäht, obwohl gerade sie zunehmend am Wohlstand partizipierten? Machten sie sich – Lazarus ebenso wie Treitschke – nicht der Selbstgerechtigkeit und Heuchelei schuldig, indem sie ganz selbstverständlich vom Katheder herab den „Idealismus“ proklamierten und gegen den „schnöden Materialismus“ (der „Massen“!) zu Felde zogen, sich aber sehr für das Geld interessierten, auch wenn man nicht darüber sprach? Und wurde nicht auch auf höchster Ebene die Politik der Expansion und Aufrüstung mit dem Anspruch des „deutschen Idealismus“ verklärt?

Lazarus trug einerseits noch das ganze „geistige Gepäck“ des deutschen Idealismus, wurde auch als Philosophieprofessor von der elitären Gesellschaft in seinem Berliner Salon an diesen „höheren“ Maßstäben gemessen, mußte andererseits aber als Kaufmann realistisch kalkulieren und sich auf seinen Vorteil verstehen. Das für diesen Zwiespalt charakteristische, unverbindliche und schöngeistige Pathos verschwindet dann auch in den Briefen an Heyse, sobald er „geschäftlich“ wird.

Die mit dem idealistischen Standpunkt unvereinbare „Geschäftsmoral“ bestimmte aber die „Praxis“ des deutschen Bürgertums viel stärker, als man das öffentlich zugab, und es ist bezeichnend, daß nur bei so materiell bescheiden und unabhängig lebenden Zeitgenossen wie Fontane die „idealistische“ Kritik noch glaubwürdig klingt (obwohl man sich fragt: War es je so viel anders?):

„Alle reformatorische Macht ruht heutzutage beim Geldbeutel, Ideen gelten wenig, Recht gilt gar nicht. Wer reich ist oder eine bestimmte Machtstellung einnimmt, kraft welcher er helfen und fördern kann, der kann aus sich heraus, so zu sagen direkt, viel Gutes schaffen, wer aber mit nichts kommt als mit Idee, Wahrheit, Recht, wer losgelöst von eigener und Anderer Selbstsucht eine ‚Frage‘ durchfechten will, der kann nur gleich zu Hause bleiben. Es giebt nur noch persönliche, aber keine höheren Interessen, alles wird durch Furcht oder Vortheil oder Ehrgeiz bestimmt.“¹³⁷

¹³⁶ Th. Fontane, Briefe an Georg Friedlaender, aaO, S. 312.

¹³⁷ AaO, S. 75.

DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN HEYMANN STEINTHAL UND GUSTAV GLOGAU

Im folgenden wird der gesamte Briefwechsel zwischen dem Sprachwissenschaftler Heymann Steinthal (1823–1899) und dessen Schüler und späterem Freund Gustav Glogau (1844–1895) publiziert; eingeschlossen sind auch die Briefe der Frauen Jeannette Steinthal und Marie Glogau und der beiden Töchter, soweit sie erhalten sind. Die Originale befinden sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel. Da der jüngere der beiden Korrespondenten 1895 in Griechenland tödlich verunglückte, erbat sich dessen Witwe Marie Glogau die Briefe ihres Mannes 1896 von Steinthal zurück. Glogau hatte in seiner großen Anhänglichkeit und Verehrung für den Lehrer alles aufbewahrt, was von Steinthal kam, und so ist auf diese Weise eine – bis auf wenige fehlende Briefe Glogaus – geschlossene Korrespondenz erhalten geblieben.

Aus diesem Briefmaterial, das vor allem durch die Korrespondenz Glogaus mit dem Freund Hermann Siebeck ergänzt wurde, stellte Marie Glogau zehn Jahre nach dem Tode ihres Mannes eine kleine Dokumentation von ca. 160 Seiten zusammen und gab diese 1906 unter dem Titel „Gustav Glogau – Sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal“ im Verlag von Lipsius & Tischer (Kiel und Leipzig) heraus.¹

Aus dieser Auswahl haben wohl die meisten Leser den Eindruck gewonnen, es handle sich dabei um die Korrespondenz von zwei großen, einander ebenbürtigen Gelehrten, die ein relativ ruhiges Leben führen und sich in ihren Briefen über die dringenden Probleme ihrer Wissenschaft aussprechen konnten. Das trifft aber nur einigermaßen für Steinthal zu, der bei Beginn des Briefwechsels, 1868, als a. o. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Berlin und seit 1872 auch an der neugegründeten „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ lehrte, der sich letztlich damit abgefunden hatte, daß er als Jude Extraordinarius bleiben mußte, der aber große Befriedigung aus

¹ Über die Kriterien der Auswahl und die Gründe, die sich für eine vollständige Veröffentlichung der Briefe anführen lassen, vgl. die Einleitung dieses Bandes, S. 6ff. Die Briefe gelangten mit dem gesamten Glogau-Nachlaß dank der Initiative des Kieler Literaturhistorikers Eugen Wolff 1916 zunächst an das Literaturwissenschaftliche Seminar der Universität Kiel, das diesen dann 1958 der Universitätsbibliothek Kiel übergab.

seiner Arbeit zog und aus dem Kreis von Menschen, die ihn liebten und verehrten.

Glogaus Leben ist dagegen von einem Übermaß an Anspannung und einer ständigen Unrast gekennzeichnet; er strebte nach vielen hohen Zielen und hatte eigentlich nicht die Voraussetzungen dafür, weder die finanziellen Mittel noch die geistige Schulung und Begabung seines Lehrers und eigentlich auch nicht die robuste Gesundheit. Zur leichteren Übersicht seien hier wenigstens die wichtigsten Daten seines unruhigen Lebens kurz genannt.²

Gustav Glogau wurde am 6. Juni 1844 als Sohn des evangelischen Geistlichen Carl Wilhelm Glogau in Laukischken (Ostpreußen; heute UdSSR) geboren. Er war das sechste von zehn Kindern, die sparsam, autoritär und ohne individuelle Fürsorge erzogen wurden. Auf Wunsch der Eltern sollte Gustav Glogau Medizin studieren, aber schon nach einem Jahr wandte sich Glogau an der Universität Berlin der klassischen Philologie, Philosophie und Geschichte zu, obwohl ihm aufgrund dieser Entscheidung alle finanzielle Unterstützung von zu Hause entzogen wurde. Am 29. Oktober 1864 hörte er erstmals Steinthal, ein Tag, der für sein Leben größte Bedeutung hatte und an den er sich zeitlebens dankbar erinnerte. Im übrigen besuchte er die historischen Vorlesungen von Leopold von Ranke und Theodor Mommsen, hörte bei August Boeckh, dem Begründer der klassischen Philologie, und Philosophie bei dem großen Aristoteles-Forscher und -Anhänger Friedrich Adolf Trendelenburg.

Um sich die notwendigen Geldmittel für eine Promotion zu verdienen, nahm er eine Hauslehrerstelle bei der deutschen Familie Moes in Pilica (damals: Russisch-Polen) an.³ Zu dieser Zeit setzt der Briefwechsel mit Steinthal ein.

Im Frühjahr 1869 kehrte Glogau nach Berlin zurück und bestand Anfang Juli in Halle das Doktor-Examen mit einer Dissertation über zwei Grundbegriffe der Aristotelischen Ethik. Im August 1869 verlobte sich Glogau mit Marie Bodinus in Berlin und siedelte nach Halle über. Nicht viel später brach jedoch der deutsch-französische Krieg aus, und Glogau folgte dem Aufgebot. Er wurde schwer verwundet und konnte erst im Oktober 1871 die Stelle eines ordentlichen Lehrers an der Realschule der Franckeschen Stiftungen in Halle antreten und dort auch heiraten.

Sein sehnlichster Wunsch blieb die wissenschaftliche Arbeit und die Lehrtätigkeit an einer Universität. Aber im Juni 1873 wurde ihm die

² Über die Biographie Steinthals und dessen Beziehung zu Glogau vgl. auch Bd. I dieser Edition, S. LXXXIff.

³ Einige Briefe von der Familie Moes aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts befinden sich noch im Glogau-Nachlaß.

erste Tochter Marie geboren, und er hatte nun für drei Menschen den Lebensunterhalt zu verdienen. Aus finanziellen Gründen nahm er deshalb die besser bezahlte Stelle eines Oberlehrers am Progymnasium zu Neumark/Westpreußen an, ertrug aber nicht lange die Ferne von Universität und Bibliothek: Im September 1876 gab er die Karriere im preußischen Staatsdienst auf und ging nach Winterthur, um dort an einem Gymnasium Griechisch, Latein und Philosophie zu unterrichten. Damals begann jene Zeit äußerster Anspannung aller Kräfte, des Sparens und des verzweifelten Hoffens auf einen beruflichen Erfolg.

In einer gewaltsamen Anstrengung befreite sich Glogau schon im Herbst 1874 von seinen Verpflichtungen am Winterthurer Gymnasium und zog nach Zürich, um sich dort – ohne Aussicht auf eine Anstellung – zu habilitieren. Am 8. Februar 1878 meldete er schließlich Steinthal, daß er sich an der Universität Zürich habilitiert und am 2. Februar seine Probevorlesung „Über die psychische Mechanik“ gehalten habe.

Die Sorgen waren damit nicht beendet. Glogau gab weiterhin Einzelstunden an der Cantonsschule in Zürich und hatte zwei, zeitweise drei Pensionäre im Haus, die das karge Budget aufbesserten. Seine Unfähigkeit, leichten Herzens in der Not vom Kapital zu nehmen, „erschwerte ihm und den Seinen das Leben oft bis zur Unerträglichkeit“ (Marie Glogau, aaO, S. 57). Zwar hatte Glogau recht bald die Genehmigung erhalten, philosophische Vorlesungen auch am Polytechnikum zu halten; die erste Dozentur für Philosophie wurde jedoch erst im März 1882 am Polytechnikum geschaffen. Aber kaum konnten er und die Familie etwas aufatmen – die Stelle war nicht sehr gut dotiert –, da kam im Dezember 1882 aus Berlin die Anfrage, ob Glogau bereit sei, ein Extraordinariat in Halle zu übernehmen. Er war viel zu sehr deutscher Patriot, als daß er nicht gejubelt hätte, obwohl ihm nicht einmal ganz die Hälfte der Einnahmen bewilligt wurde, die er in Zürich hatte. So zog er mit Frau und zwei Töchtern wieder nach Halle – um schließlich nur ein Jahr dort zu bleiben: Im Frühjahr 1884 ging er als Ordinarius an die Universität Kiel.

So recht seines Lebens froh wurde er auch dort nicht: Noch immer mußte er sich sehr einschränken, und statt einer Urlaubsreise nahm er mit dem Besuch bei den Verwandten in Ostpreußen vorlieb, und Marie Glogau blieb meistens überhaupt zu Hause. Hatte er auch 1888 endlich den zweiten Band seines Hauptwerkes fertigstellen können, „Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes“⁴, eine Fortführung und Umgestaltung der Erkenntnisse des deutschen Idealismus, vor

⁴ Der Titel des ersten Bandes lautet „Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes“. (Die Anlehnung an den Titel von Hegels berühmtem Werk „Phänomenologie des Geistes“ ist beabsichtigt.)

allem Fichtes und Hegels, auf dem Fundament der modernen Wissenschaften, so fand er doch kaum Resonanz, geschweige denn Anerkennung. Der Freund Hermann Siebeck war der einzige, der alle Werke intensiv durchgearbeitet hatte. Sogar sein Lehrer Steinthal, dem er die beiden Bände seines Hauptwerkes gewidmet hatte, fand nie die Zeit für die anspruchsvolle Lektüre.

Auch von der politischen Aktivität im konservativen Verein zog sich Glogau enttäuscht zurück, als sich dort der Antisemitismus ausbreitete.

Hinzu kam persönlicher Kummer, der Tod der Tochter Else und schließlich sogar eine Entfremdung von dem hilfsbereiten und treuen Freund Hermann Siebeck.⁵

1894 erhielt er von einer Berliner Verlagsbuchhandlung den Auftrag, einen neuen „Schwegler“, d. h. eine neue Philosophiegeschichte zu schreiben. Das gab ihm endlich das Gefühl der Genugtuung und endlich auch – zusammen mit einer staatlichen Beihilfe – die finanziellen Mittel, mit denen er sich seinen größten Wunsch erfüllen konnte: die Reise nach Griechenland, in die Heimat Platons. Gut vorbereitet reiste Glogau am 10. März 1895 über Wien, Graz, Triest, Patras nach Athen. Es folgten ein paar beschwingt erlebte Tage; dann ist er auf der Eisenbahnfahrt von Laurion nach Athen verunglückt und war trotz schneller ärztlicher Hilfe in wenigen Minuten tot.

Nach dem Tode Glogaus ist der freundschaftliche Kontakt zwischen den beiden Familien offenbar recht bald unterbrochen worden. Es fehlte der, der die Freundschaft selbst sehr brauchte und die Flamme lebendig erhielt. Aus späteren Jahren liegen im Glogau-Nachlaß noch zwei, drei Briefe von Marie Glogau an den Kieler Orientalisten Georg Hoffmann, dem sie von ihrem Leben berichtete.⁶ Die Tochter, Marie Glogau, unter der dominierenden Persönlichkeit des Vaters und jahrelang unter Entbehrungen herangewachsen, war eine sensible, gegen sich selbst sehr

⁵ Die Ursache der Entfremdung ist nicht völlig zu klären; Glogau war jedenfalls sehr verstimmt, weil Siebeck ihn trotz wiederholter Einladungen nicht in Kiel besuchte: „Ich bedaure es schmerzlich, daß, da Du doch wenigstens mit Deinen Söhnen gereist bist, Kiel nicht das Ziel hat sein sollen. Der Familienton, in welchem ich gewöhnt war, an Euch zu denken, hat dadurch einen starken Stoß bekommen [...] Ich verliere nun viel durch diese Veränderung unserer Beziehungen und muß es zu dem übrigen legen.“ (Brief Glogaus an H. Siebeck vom 9. Sept. 1894.) Abgebrochen wurde die Beziehung jedoch nicht, und Siebeck hat auch den Nachruf in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 107 (1896), S. 120–130, und den Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 49, S. 394–397, geschrieben und die historische Skizze Glogaus über „Das Vorstadium und die Anfänge der Philosophie“ aus dem Nachlaß herausgegeben.

⁶ An den Orientalisten Georg Hoffmann (1845–1933) schrieb Marie Glogau nachweislich am 14. April 1890 (Karte) und am 24. April 1922 aus Danzig-Langfuhr; überdies findet sich – neben diesen Schreiben, die in der Universitätsbibliothek Kiel im Nachlaß von G. Hoffmann aufbewahrt werden – noch ein undatiertes Brieffragment von Marie Glogau.

strenge, aber künstlerisch begabte junge Frau geworden, von der die Mutter 1903 berichtete, daß sich ihre Nervenschwäche trotz des Urlaubs nicht gebessert habe. Marie Glogau blieb unverheiratet und zog mit der Mutter nach Danzig; von dort stammt das letzte Zeugnis aus dem Jahre 1922. Mutter und Tochter hatten in Danzig-Langfuhr eine gemeinsame Wohnung; die Rente schrumpfte infolge der steigenden Inflationsrate immer mehr zusammen. Marie Glogau besuchte zur Freude und zur Weiterbildung ein Konservatorium und gab trotz ihrer Schonungsbedürftigkeit immer mehr Klavierstunden, um mehr zu verdienen. So hat sie, die als junges Mädchen – im Vergleich zu Irene Steinthal, die allein zu Freunden reiste und auf den großen Bällen in Berlin eine gesuchte Tänzerin war – viel ängstlicher „behütet“ wurde, später weit mehr Selbständigkeit entwickeln müssen, als sie zu Hause hatte lernen können.

[1] GUSTAV GLOGAU AN HEYMANN STEINTHAL

Pilica, den 24. Juli 1868

Hochverehrtester Herr Professor

Länger als ein halbes Jahr befinde ich mich nun in fremdem Lande und unter Verhältnissen, die mich ganz und gar nicht befriedigen. Alle Kraft zur Arbeit ist gelähmt, ich möchte je eher je lieber diesen Ort verlassen.

Sie sehen, hochverehrtester Herr, was mich hindert, Ihre gütige Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, zu benutzen. Darf ich es nun wagen, einem inneren Drange folgend, kurz Ihnen meine Lage darzustellen und Ihren Rath und Hilfe mir zu erbitten? Unbegrenzte Hingebung und Verehrung für Sie giebt mir den Muth, Sie mit so individuellen Angelegenheiten zu beschweren; ich hoffe Sie zürnen meiner Kühnheit nicht.

Herr Moes, bei dem ich mich befinde, ist Millionär, der erste Tuchfabrikant Rußlands und gleichzeitig Besitzer bedeutender Ländereien, Brennereien, Brauereien, einer Papierfabrik usw.¹ Das äußere Leben also entbehrt nichts an Glanz und Bequemlichkeit. Hierin geht auch das ganze, rein sinnliche Sein des Hausherrn auf, zumal er über die Jahre schaffender Thätigkeit hinaus ist, und demzufolge großentheils auch das der Familie. Zwar lebt man nur unter Deutschen, da auch die zahlreichen Beamten ausschließlich Deutsche² und gewiß recht tüchtige Männer sind: Doch sie alle gehören einer ganz anderen Lebensrichtung an, und ich, der ich noch so sehr einer lebendigen, allseitigen Anregung, des, wenn auch nur stummen Anschauens großer Muster, bedarf, der ich noch so gar nichts von festgestaltetem Wissen in mir trage, das mir eine Stütze, ein Ausgangspunkt weiterer Studien sein könnte, ich erschlaße und verkümmere in der ärmlichen Atmosphäre eines polnischen Judennestes³. – Denn zuerst hatte ich mich dem ganz neuen

¹ Mit den Kindern dieses Gutsbesitzers korrespondierte Glogau später noch gelegentlich, besuchte sie sogar: Dr. Alexander Moes in Wierbka (Russ.-Polen) und Elise Behrend, geb. Moes, in Pilica.

² Im Zuge der allgemeinen Russifizierung wurden 1864 14 000 polnische Beamte entlassen und die polnische Sprache als offizielle Sprache verboten.

³ Der Ort hatte zu jener Zeit etwa 3500 Einwohner, die mit Woll- und Leinweberei und Zuckerfabrikation beschäftigt waren. Es gab dort drei Kirchen und eine Synagoge.

hiesigen Leben freudig hingegeben. Meine Bücher mußten die Warschauer Censur passiren, gelangten also erst 2 Monate später in meine Hände – was sollte ich da beginnen? Seit manchem Jahre fühlte ich mich zum Journalisten in Lessingschem Sinne berufen: hier quoll das unbekannte reale Leben, hier konnte ich unentbehrliche Kenntnisse sammeln. Vieles hier erfahrene wird mir später sicherlich zustatten kommen; wenn es nur nicht soviel Zeit gekostet hätte, wenn ich nur dadurch nicht vorläufig ganz aus meiner Bahn geworfen wäre! Der früher fast ununterbrochen quellende Gedankenborn scheint versiegt; obwohl das gesellschaftliche Leben mich abstößt, kann ich mich demselben nicht entziehen und nur zeitweise ist die rechte Stimmung zum Studiren da, aber auch dann ist sie nicht gar zu fruchtbar. So kommt es, daß ich oft stundenlang in meinem Zimmer hinbrüte und meine Lebenskraft sich schwächt. Von Polen selbst lernt man sehr wenig kennen. Niemand hat Lust oder rechtes Interesse für das, was ihn nicht unmittelbar angeht, und so schwimmt man gleich einer Insel im fremden Elemente ohne sich bewußt mit ihm zu mischen. Doch Warschau werde ich in kurzem sehen.

Dazu kommt noch eins. Ich habe am sechsten Juni das 24te Jahr vollendet und noch nicht den Muth gehabt die Rennbahn des Lebens zu betreten. Gewiß hat das sein Gutes, doch von dem Wahne, man müsse nur mit vollendetem vor die Öffentlichkeit treten, bin ich geheilt. Der Durchbruch zu öffentlicher Thätigkeit wird aber mit jedem Tage schwerer; geschrieben habe ich, außer dem Ihnen bekannten Aufsätze noch nichts – am Ende verliert man ganz den Muth dazu. Und doch erkenne ich klar wie die höchste Concentrirung der Kraft nur im Schreiben gewonnen wird, wie nur die eignen Produkte der feste Widerhalt wirklich tief greifender Entwicklung sind.

Ich muß also fort, in's handelnde Leben. Dazu scheint mir, bei der zunächst beabsichtigten Carrière, die Veröffentlichung einer Anzahl Gedichte, die sich in etwa sieben Jahren angesammelt haben, eine passende Einleitung. In sehr kleinlichen Verhältnissen und Begriffen herangewachsen, war die Berührung mit einem neuen Geiste von unendlich erhabenerem Schwunge, der überall in Berlin mir entgegentrat, zuerst von dumpf niederdrückender Gewalt, dann aber von so elektrischer Wirkung auf alle Seiten meines Ich's, daß einige Produkte derselben, den besten poetischen Erzeugnissen unsrer Zeit, deren Hauptkraft ja ganz anderen Strebungen gehört, nicht nachstehen dürfen. Die Sammlung scheint mir aber einigen Werth noch dadurch zu

Um 1921 betrug der Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung etwa ein Sechstel; im 19. Jahrhundert, vor den großen Progromen, war er wahrscheinlich aber größer.

erhalten, daß sie eine fortlaufende Entwicklung zur Klarheit im engeren Gemüthsleben sowohl, wie auch in politischen und wissenschaftlichen Ideen darstellt. Jetzt fühle ich deutlich, daß es mit der Poesie einstweilen vorbei ist, ich einem andern Stadium der geistigen Entwicklung angehöre. Die Publikation der Gedichte dürfte also passend die Zusammenfassung eines durchlaufenen Lebensabschnittes und den Abschied von ihm und den Eintritt in einen neuen bezeichnen.⁴

Natürlich wage ich es nicht, Sie zu bitten Einsicht in das Manuscript zu nehmen, hoffe jedoch von Ihrer Güte, daß Sie einen passenden Verleger mir namhaft machen und die geschäftlichen Bedingungen, unter denen ich dasselbe ihm überlassen könnte, mir angeben wollen. Die pekuniäre Seite ist mir ebenfalls nicht gleichgültig. Ich will sobald wie möglich, spätestens aber den 1. Januar 69 von hier fort, und muß dann natürlich einiges Geld zur Verfügung haben. In einer größeren Universitätsstadt, womöglich mit recht tüchtigen wissenschaftlichen Kräften und einem reicheren Leben, vielleicht Breslau, will ich versuchen als Journalist, ohne in der ersten Zeit die Politik hineinzuziehen, Beschäftigung zu finden. Nun bin ich in all solchen Verhältnissen ganz unwissend. Könnten Sie vielleicht mir rathen oder durch Ihre Verbindungen eine derartige Stelle mir nachweisen? Dann möchte ich sofort promoviren und wäre so in meine eigentliche Laufbahn eingelenkt.

Wenn meine Rathlosigkeit, hochverehrtester Herr, solche Bemühungen von Ihnen zu erbitten wagt, so werden Sie die Motive dazu nicht mißverstehen. Meine innere und äußere Lage ist gegenwärtig so wenig beneidenswerth, daß ich an Sie, als an den einzigen der mir rathen könnte und vielleicht wollte, mich zu wenden vermag.

Darf ich mir noch die Frage nach Ihrem und Ihrer Familie Wohlergehen erlauben? Ich hoffe und wünsche, daß Ihr körperliches Leiden Sie in diesem Semester verschont hat. – Ihre Allgemeine Sprachwissenschaft hat gewiß schon das Licht der Welt erblickt und mein brennendes Verlangen nach diesem Buche wird ja, sobald ich deutschen Boden betrete, also in kurzer Zeit gestillt werden können.⁵

⁴ Einige dieser Gedichte veröffentlichte nach Glogaus Tod dessen Witwe Marie Glogau in: *Gustav Glogau – Sein Leben und Briefwechsel mit H. Steinthal*, aaO, S. 3ff.

⁵ Steinthals „Abriß der Sprachwissenschaft – I. Teil“ erschien erst 1871.

Indem ich mich Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin bestens empfehle und einer baldigen, gütigen Antwort entgegensehe zeichne ich mich als

Ihr
treu ergebener
Gustav Glogau
Adr. Herr Moes, Pilica per Kattowitz
Rußland, Gouv. Radom⁶

Um der Unsicherheit der russischen Post willen recommandire ich den Brief.

⁶ Das „Weichselgebiet“ war im Zuge der Bodenreform 1864 in 10 Gouvernements aufgeteilt worden.

[2] HEYMANN STEINTHAL AN GUSTAV GLOGAU

Berlin, den 30. Juli 1868

Geehrter Herr,

Ihr Schreiben vom 24. d[ieses] M[onats] habe ich am 27. erhalten, und erlaube ich mir folgende Antwort.

In Bezug auf Ihren künftigen Beruf kann ich keine Ansicht haben, noch viel weniger Rath ertheilen. Es kann jeder nur selber wissen, wozu er berufen ist und, um zu größerer Klarheit und Gewißheit zu gelangen, könnte er sich mit einem Freunde, von dem er Jahre lang genau gekannt ist, besprechen. In dem Grade kenne ich Sie nicht.

Ich kann nur von außen her zu Ihnen reden und kann Ihnen nur Äußerliches sagen. Bleiben Sie in Ihrer jetzigen Stellung, da sie materiell gut zu sein scheint, so lange bis Sie Sich 500–1000 Rth. gespart haben, damit Sie bei Ihrer Rückkehr zur Noth 2–3 Jahre sorglos abwarten und sorglos arbeiten können, bis sich Ihnen die Gelegenheit zu solcher Wirksamkeit bietet, in der Sie gern verharren mögen.¹ Für Ihre Gedichte wüßte ich Ihnen keinen Verleger zu verschaffen, halte auch den Grundsatz fest, Niemand soll Poetisches veröffentlichen, der sich nicht lebenslänglich und wesentlich der Poesie widmen will. Wer nur

¹ 500–1000 Reichstaler entsprachen (umgerechnet auf die spätere Mark-Währung) etwa 1500–3000 Mark. Ein Unterbeamter begann im Jahre 1870 mit einem Jahresgehalt von etwa 900 Mark. Als Glogau 4 Jahre später heiratete und eine volle Stelle als Gymnasiallehrer in Halle übernahm, verdiente er 373 Taler jährlich, also etwa 1119 Mark (vgl. Glogaus Brief vom 21. Dezember 1872).

ein poetisches Stadium durchlaufen hat, nur *ein* Bändchen Gedichte, *einen* Roman liefern kann, der behalte dieses Product als Tagebuch zur Selbsterinnerung im Pulte – denn das mag eine poetische Natur sein, aber er ist kein Dichter.

Was Sie nun auch innerlich sein und welchen Beruf Sie später wählen mögen, Ihr jetziger Aufenthalt könnte Ihnen, denke ich, recht wohl nützlich werden. Ich denke, Sie müssen dort Gelegenheit haben, sociale und völkerpsychologische Studien zu machen.² Um Sie her verkehren drei Nationen, Russen, Polen, Juden. Worin besteht die Kraft der Russen? warum gehen die Polen unter? welche Rolle spielen die Juden und welche könnten sie wohl in Zukunft spielen. Das muß ein sehr anziehendes Studium sein. Lernen Sie Ihre Umgebung kennen. Diese schmutzigen Juden nennen sich das auserwählte Volk. Wie kommen sie dazu? Sie scheinen ja nicht eitel, sondern so gemein, daß man gar nicht begreift, wie sie solchen Gedanken hegen können. Dort sitzt vielleicht im Schmutz ein Rabbi, der über Hunderttausende eine unbedingte Autorität hat, ohne daß er besonders religiös geweiht oder staatlich irgend welche Macht hätte. Studiren Sie das. Lernen Sie die Gedanken des Volks kennen. Man kennt sie noch nicht, wenn man einen Blick in ihre Hütten gethan hat, noch auch wenn man einmal ein Geschäft mit ihnen gemacht hat und betrogen worden ist. Es ist schwer, ein Volk kennen zu lernen, aber lohnend, Russen, Polen, Juden, oder welches Volk es sei.

Möge es Ihnen wohl ergehen!

Ergebenst Steinthal

In meinem Hause geht es gut. Meine Frau ist voran gereist, ich werde ihr folgen, sobald ich Ferien habe, was in etwa 8 Tagen der Fall sein wird.

D. O.

² Vgl. dazu die „Studienberichte“, die Steinthal in den 50er Jahren, materiell nur sehr viel schlechter gestellt als Glogau, aus Paris an Lazarus schickte (Bd. I, S. 262ff.). Kaum sonst hat übrigens Steinthal die Juden – neben den Russen und Polen (letztere damals ohne staatliche Einheit und Unabhängigkeit!) – als „Nation“ bezeichnet.